Karl Bröger

BUNKER 17

Geschichte einer Kameradschaft

CENTRAL STORE 2

Author BROGER

Classmark S/PT 2603.R72

Book No. 100321626X

UNIVERSITY
OF NOTTINGHAM
Hallward Library

UNIVERSITY OF NOTTINGHA
WITH
FROM THE LIBRA

PRESENTED TO
THE UNIVERSITY OF NOTTINGHAM
BY
Professor Hinrich Siefken
2000

10 0321626 X
UNIVERSITY OF DURHAM
WITHDRAWN
FROM THE LIBRARY

BUNKER 17

Geschichte einer Kameradschaft

von

Karl Bröger

Eugen Diederichs Verlag in Jena

UNIVERSITY LIBRARY
NOTTINGHAM

21.—24. Tausend
Ausstattung: Max Thalmann

Printed in Germany
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, Dramatisierung und Verfilmung, vorbehalten. Copyright 1929 by Eugen Diederichs Verlag in Jena

10032162 6x

Allen Kameraden
von damals, von heute und von morgen!

So wäge man mich auf rechter Wage,
so wird Gott erfahren meine Unschuld.
Hiob 31,6

Von Rengersreuth, dem Bunker 17 und einer Mahlzeit mit Hindernissen

Rengersreuth ist in der Weltgeschichte weiter noch nicht aufgefallen. Bei siebenundzwanzig Hausnamen und einhundertdreißig wohlgezählten Seelen, die vierbeinigen nicht eingerechnet, wäre das auch ein blaues Wunder.

Die Menschen sind in Rengersreuth so gut und so schlecht wie überall. Sie schwitzen auch mehr als sie lachen, und in ihrem Kalender sind die roten Feiertage stark in der Minderheit gegen die schwarzen Werktage.

Sonst liegt Rengersreuth hübsch eingekesselt zwischen Hügeln in einem engen Talschlauch, durch den ein Bach eilig plätschert. Diese idyllische Lage wird von den zahlreichen Ausflüglern beträchtlich gerühmt. Sie kommen in Rudeln aus der nahen Großstadt, um in Rengersreuth am Herzen der Natur Butterbrote zu verdauen, wenn es nicht der Abwechslung halber Wurstbrote sind. Die Einheimischen gehaben sich weniger überschwenglich. Es ist aber auch ein Unterschied, ob ein Berg von unten angeschwärmt oder ob auf den gleichen Berg eine Fuhre Mist geschafft wird.

Scheint dann aber die liebe Sonne so recht aufgeräumt über Rengersreuth, daß die roten Hausdächer weit in die Landschaft schmunzeln, dann wird es auch dem geplagten Bäuerlein warm unter seinem ohnehin verschwitzten Leinenhemd. Es schmunzelt mit und fühlt sich hier doch am besten geborgen auf der ganzen buckligen Erde.

Der Unteroffizier Alois Schmalz stand breitbeinig am Sehschlitz des Betonbunkers und sah sich das Gelände an. Soweit er schauen konnte — Fläche, nichts als Fläche, schnureben wie ein frischgehobeltes Brett und von der Kurzweil eines solchen Brettes.
Nur da und dort eine schüchterne Buschinsel, die so verlegen im Raum stand, als wäre sie sich ihres störenden Daseins bewußt.
Noch schleierten letzte Frühnebel um die spärlichen Büsche und schwankten im kaum spürbaren Morgenwind. Schräg pfeilte die Sonne auf das Land und sog die Schatten lautlos ein.
Weit links blitzte es rötlich auf. Erstaunt stellte Alois Schmalz fest, daß der Widerschein von einem roten Dach kam. Im Feldstecher holte er das zum Dach gehörige Haus heran. Es war fast noch ganz erhalten.
Festgelötet hingen die Augen des Unteroffiziers am Feldstecher. Schmalz kam von dem roten Dach nicht

los und brummelte halblaut in seinen abenteuerlichen Feldzugsbart, der alle Farbtöne zwischen Schwarz und Grün zeigte.

„Weiß Gott!... Ein rotes Dach!... Wie daheim!"

Langsam sank der Feldstecher aufs Knie. Der Unteroffizier grübelte. Wann hatte er die roten Dächer von Rengersreuth zuletzt gesehen? Gab es Rengersreuth überhaupt noch? Dann mußte es wohl im Monde liegen.

Ein wüster Fluch entfuhr ihm. Alois Schmalz kehrte sich vom Sehschlitz ab, stieß nach einer vorbeihuschenden Ratte und beendete sein Grübeln mit dem rätselhaften Ausruf:

„Saustellung!"

Die Stimme, von Haus aus nicht zum Flüstern bestimmt, grollte in dem engen Betonbunker, der, vier Schritte lang, drei breit, in einer zähen Dämmerung lag. Kratzig schallte es nun aus dieser Dämmerung heraus:

„Sehr richtig!... Schließe mich der Meinung mit Vergnügen an..."

Der Gefreite Hiesinger von der Sanität saß in der Dämmerung vor einer Kerze. Er hatte den Waffenrock ausgezogen und untersuchte das Hemd nach unerwünschten Mietern, die keinen Hauszins zahlen. Der Kerzenschein huschte über den nackten Oberkörper und

beleuchtete manchmal auch das verkniffene Gesicht Hiesingers. Mit einer Nadel fuhr der Sanitätsgefreite die Nähte von Hemd und Waffenrock nach und zeichnete die Erfolge seiner Jagd mit einem Bleistift Strich für Strich auf die Holzpritsche.

„Nummer 87! ... Heut bring ich das Hundert noch voll!"

Die Hand streckte sich über die Kerze und leichtes Bratzeln verriet gleich darauf, daß wieder ein Lausbalg geplatzt war.

„Das Luderzeug frißt mich noch auf ... Ganz schlimm sind die mit dem Eisernen Kreuz am Buckel ... Wer ihnen das bloß verliehen hat?"

Nach dieser Frage an das unbekannte Schicksal erhob sich Hiesinger von der Pritsche, räkelte sich ausgiebig und riß den Mund bis hinter die Ohren auf. Dann — pfoi! pfoi! — spie er in beide Hände und fuhr sich durch den wirren Wuschelkopf, der einst auch bessere Tage erlebt hatte. Friseure halten schon aus Geschäftsgründen auf gute Haarpflege.

Allmählich hatte sich der Bunker soweit aufgehellt, daß sein Eingeweide wenigstens in Umrissen zu erkennen war. Außer Schmalz und Hiesinger waren noch zwei Mann Besatzung da. Die eine Hälfte davon rollte in diesem Augenblick mit erheblichem Gepolter aus der oberen Holzpritsche, kam auf den Bauch zu liegen und

quakte aus dem Halbschlaf wie ein geprellter Frosch.
„Na, Scharf! ... Alter Pennbruder! Endlich ausgebolzt! Dich könnten sie auch im Schlaf davontragen ..."
Der Schütze Ernst Scharf blinzelte ziemlich ungut zu Hiesinger auf, rieb die verquollenen Augen und fauchte mit einer lächerlich hohen Katzenstimme los.
„Laß mich zufrieden, Aspirinhengst! ... Dir schlaf ich nichts weg ..."
Zwischen zwei Munitionskästen tauchte ein bebrilltes Gesicht auf.
„Ah, unser Bunkerkind! ... Wohlgeruht, Herr Kunstmaler?"
Der Kriegsfreiwillige Kurt Biegler rückte erst die Brille zurecht, ehe er den gesprächigen Hiesinger aus zwei wunderstillen Kinderaugen anblickte. Er hielt so etwas wie ein richtiges Taschentuch in der Hand und guckte suchend im ganzen Bunker umher.
„Spuck in die Luft, Professerchen, und stell dich schnell drunter! Da hast du ein feines Brausebad! ... Menschenskind, Waschwasser auch noch! ... Warum nicht gleich Champagner?"
Unteroffizier Schmalz hieb dem kulturbedürftigen Maler einen gutgemeinten Klaps.
„Unser Wasser ist zum Saufen ... Du wirst noch öfter ungewaschen sein, Biegler ... Reib dir dafür tüchtig

die Augen aus ... Du hast den ersten Posten am Eingang ... Daß du mir keine Studien treibst und die Nase herunten läßt! ... Der verdammte Flieger sucht seit fünf Tagen nach unsrer Pillenbüchse ... Kriegt er uns spitz, dann brauchen wir bald alle kein Waschwasser und keine Seife mehr ... Sie funken uns ungewaschen ins Massengrab."

Hiesinger unterstrich jedes Wort dieser Ansprache mit einem Picker seiner spitzigen Nase und rieb dazu eindrucksvoll den Unterleib.

„Kinder, unser Verein wär soweit schön und vollzählig beisammen ... Bis auf den Bummler Nützel ... Seit einer Stunde sollte er schon da sein ... Wo bleibt unser Trichterwasser, von dem der Koch behauptet, es wäre Kaffee? ... Mein Magen macht euch eine Gymnastik ... Er kullert mir zwischen dem Gedärm, daß ein Trapezkünstler nichts dagegen ist ..."

Vom Hunger reden macht noch hungriger, außer der Magen ist gut gefüllt. Womit gefüllt, ist weniger wichtig, als Feinschmecker glauben. Auch Schnaps ist ein Nahrungsmittel, wenn kein besseres zur Hand ist.

Ob der Maschinengewehrschütze Scharf solchen Gedanken nachhing, ist nicht erheblich. Aber er trank dafür sehr erheblich und andächtig aus seiner Feldflasche und drückte zu höherem Genuß die Augen ein, wie es

alle gewiegten Kunstkenner tun, denen schöne Musik dann noch einmal so herrlich klingt.

Gutes Beispiel wirkt immer und überall. Gleich hatte jeder seine Flasche beim Wickel und übte es dem Kameraden kameradschaftlich nach. Selbst der Freiwillige Biegler nahm einen Schluck, wenn dieser Schluck auch etwas schämig und nicht ganz kriegsmarschmäßig ausfiel.

„Biegler! Fertigmachen!... Es ist Zeit auf Posten... Laß die Blechschüssel da!... Die Feldmütze ist bequemer und außerdem nicht so leicht zu sehen..."

Vom Sehschlitz her, wo er wieder beobachtete, gab Unteroffizier Schmalz diesen Befehl. Biegler koppelte um und kroch auf allen Vieren aus dem Bunker.

Hiesinger redete halblaut auf Scharf ein.

„Und ich sag dir, der Nützel ist in einer Kantine hängengeblieben... Sonst müßt er längst da sein..."

Ein Summen, fern und fein noch, begann den Bunker zu füllen. Dieses Summen kam schnell näher und verwandelte sich in wenigen Minuten zu einem wütenden Knattern.

„Der Gustl kommt!... Alles in voller Deckung bleiben!... Scharf, hol den Biegler herein!..."

Unteroffizier Schmalz bückte sich am Sehschlitz tiefer, um das Flugzeug im Auge zu behalten.

Eine riesige Hummel, kreiste der feindliche Flieger zor-

nigen Gebrumms um den Bunker, kaum zwanzig Meter über dem Boden. Er zog seine Kreise enger und enger.

Reißen und Klirren, daß die Zähne aufstanden ...

„Der Sauhund schmeißt Bomben ... Aber einmal krieg ich ihn schon vors Korn ..."

Unteroffizier Schmalz streichelte den Mantel des Maschinengewehrs und ließ den Lauf prüfend durch den Schlitten gleiten.

Das Brummen der Riesenhummel entfernte sich wieder und wurde einschläferndes Summen.

„In einer Stunde ist er wieder da ... Wenn ihm nur der Nützel nicht in den Weg läuft! ... Sie schießen auf jeden einzelnen Mann."

Die Gesichter spannten sich in den Schläfen. Graubraune Furchen wuchsen darin, eingerillt von einem Leben, das nur ein Taumel war zwischen Tod und Tod.

„Soll ihm nicht einer entgegengehn? ... Ich tu's, wenn's kein anderer tut!"

Schon wollte Hiesinger, gesprächsbereit wie immer, den Mund öffnen. Der Unteroffizier kam ihm diesmal aber zuvor. Er legte dem Schützen Scharf die Hand auf die Schulter.

„Bist ein guter Kerl, Scharf, aber ein großes Rindvieh auch ... Entgegengehen? ... Damit zwei ins

Schlamassel kommen und ich dann dasitz mit dickem Kopf! ... Außerdem heißt der Befehl: Keine Maus verläßt den Bunker vor der Ablösung! ... Und nochmals außerdem: das Elf-Uhr-Läuten geht gleich an ... Du weißt doch, was das heißt, Scharf?"

Wenn der Schütze Scharf sprach, schaute sich jeder unwillkürlich nach der Katze um, die da auf den Schwanz getreten wird. So klang seine Stimme, weshalb Scharf auch jederzeit das Schlafen dem Reden vorzog.

„Das Elf-Uhr-Läuten? ... Kenn ich ganz genau! ... Ich bin schon in andrem Dreck gewesen, Korporal..."

„Weiß ich, Scharf! ... Seid ja dicke Freunde, du und der Nützel! ... Also meinethalb! ... Weil du ein alter Landser bist! Aber nur bis zum nächsten Trichter, sechzig Meter rechts, und auf Augenverbindung! ... Ich nehm selbst den Grabenposten ..."

Der Bunker lag in hellster Vormittagssonne. Doch aus fünf Schritt Nähe war er kaum von seiner Umgebung zu trennen. Der graubraune Betonklotz schmiegte sich einer ebenso graubraunen Erdwelle ein und ragte keinen halben Meter darüber hinaus. Hinter dem Bunker begann ein schmaler Laufgraben, nicht breiter als eines schmächtigen Mannes Schultern. Diesen Graben ging der Schütze Scharf geduckt entlang. An der angenehm erwärmten Rückwand des Bunkers

lehnte der Unteroffizier und winkte Scharf zu. Scharf bog eben um die Ecke und verschwand im Trichterfeld. Im Eingang des Bunkers, halb drinnen, halb draußen, lag bäuchlings der Sanitätsgefreite Hiesinger. Er sog an einer feuchten Zigarette und spuckte kunstvoll nach den fetten Schmeißfliegen, die schwerfällig surrend um den Bunkereingang schwirrten.

„Wird ein heißer Tag heut noch, Hiesinger ... Das richtige Wetter für den Gustl! ... Heut läßt der uns keine Ruh ... Lang bleibt es aber nicht so ... Die Sonne zieht zuviel Wasser ..."

Um Antworten sonst nie verlegen, verschlug es Hiesinger nun schon zum zweitenmal seit einer Stunde das Wort.

Das feine Summen, eigentlich seit dem ersten Auftauchen des Fliegers nie völlig verstummt, schwoll an und kam rasend schnell näher. Es kam diesmal von der andern Seite.

Aus dem Trichter rechts fuhr ein Arm hoch, und Schmalz, der in die Richtung des Arms spähte, sah eine einsame, graue Gestalt durch das Trichterfeld hüpfen. Gleich war die Gestalt auch wieder verschwunden. Hinterdrein kläffte bösartig ein Maschinengewehr. Atemlos bog der Schütze Scharf um die Ecke des Laufgrabens.

„Es ist Nützel ... Der Gustl ist hinter ihm her ... Der Nützel hat den ganzen Fraß für uns dabei ..."
Schneller fährt kein Kaninchen zu Bau als der Sanitätsgefreite in den Bunker zurück. Der Unteroffizier Schmalz klopfte erst noch die Pfeife aus.
Wieder kläffte das Maschinengewehr los.
Der Schütze Scharf war mit einem Satz beim Sehschlitz und wollte das eigene Maschinengewehr in Stellung zerren.
„Mensch, bist du verrückt? ... Der Bunker darf nicht verraten werden ..."
Scharf stutzte.
„Aber der Nützel? ... Soll er hin sein und unser Fraß mit? ..."
Draußen klackerte es höhnisch. Die Hetze von Trichter zu Trichter war weiter im Gang.
„Raus aus dem Bunker! ... Wir besetzen den Laufgraben ... Am Knie vor dem Trichter, vierzig Meter nach rechts, Stellung! ... Scharf ans Gewehr! ... Biegler nimmt einen Munitionskasten ..."
Den Stahlhelm noch in der Hand, kroch der Unteroffizier zuerst hinaus, hinter ihm der Schütze Scharf mit dem aufgebuckelten Maschinengewehr, und zuletzt Biegler, der den Munitionskasten an sich preßte, als ginge er damit tanzen.
Gebückt rannten die drei Leute durch den schmalen

Schlauch. An der Knickung warf sich der Unteroffizier hin und winkte Scharf an seine Seite.

Knapp dreihundert Meter vor ihnen, aber noch keine zwanzig Meter über ihnen, kurvte der Flieger, ein Habicht, der noch nicht recht entschlossen ist, von welcher Seite er auf das verdatterte Opfer stoßen muß.

Scharf hatte das Maschinengewehr in Stellung gebracht. Der Unteroffizier saß dahinter, Finger an der Auslösung, den Stahlhelm halb im Genick.

„Wenn der Sauhund bloß einmal wenden möchte!... Ich bekomm ihn nicht richtig herein ... Ah! ... Endlich! ..."

Das Maschinengewehr bellte los.

Mit einem Satz, wie um ein Hindernis zu nehmen, stellte sich das Flugzeug fast senkrecht, schwankte unsicher und strich dann scharf rechts ab.

Zweimal, dreimal blitzte es von der Unterseite des Flugzeuges hell auf.

„Jetzt rein in den Bunker! ... Der Gustl gibt Zeichen ... In fünf Minuten haben wir ihre Koffer auf dem Hals ..."

Über das Feld rannte der Essenholer Nützel, zwei Feldkessel in jeder Hand und einen am Leibgurt befestigt. Der Schweiß lief in Strömen von seinem Gesicht.

Ein rascher Griff – der Schütze Scharf hatte zwei Feld-

kessel an sich gerissen und kroch im Laufgraben rückwärts, so schnell es gehen wollte.

Weit drüben murrte es dumpf auf. Ein fast gemütliches Orgeln kam durch die Luft, das bald in ein unheimliches Schleifen überging, und hart am Trichter, hundert Meter links seitwärts, wuchs plötzlich ein grauweißer Qualmbaum aus der Erde.

„Volle Deckung und zurück! ... Ich bleib am Gewehr ..."

Der Unteroffizier am Schwanz, begannen sie zu krebsen. Es waren nur fünfzig Meter bis zum Bunker, aber drinnen keuchte jeder von der Anstrengung und japste nach Luft.

Draußen hatte die tägliche Beschießung eingesetzt.

„Uff! ... Das war eine Jagd! ... Mir bleibt jetzt noch der Adam weg ... Na, du hast es ihm aber versalzen, Korporal ... Zunächst geht der Gustl mal in Reparatur ... Wenn er will, kann er von mir aus auch ganz abtrudeln ..."

Der Soldat Nützel war ein untersetzter Pumpenstock. In dem derben, durch männliche Schönheit weiter nicht verunzierten Gesicht zwinkerten fröhliche Schweinsaugen. Eine Dreckschicht von halber Fingerdicke überzog gleichmäßig die ganze Gestalt von den Stiefelsohlen bis zu den Haarwurzeln.

„Verdammtundeins! ... Um ein Haar hätt' es dies-

mal bei mir Zwölfe geschlagen ... Der Bruder hat mich bös herumgehetzt ... Rein in den Trichter! ... Raus aus dem Trichter! ... Es ist ja ganz schön weich drin ... Bloß der Dreck ... Und erst der Geruch ... Pfui Teufel! ..."

Der Rockärmel wischte durch das Gesicht und richtete eine erbauliche Malerei aus Staub und Schweiß an.

„Bist halt wieder mal nicht aus der Kantine gekommen, altes Bierfaß! ..."

Von seinem Freund Scharf ließ sich sonst Nützel viel sagen; nun fuhr er aber doch auf.

„Kantine? ... Hat sich was! ... Die faule Gulaschreiterei war wieder zu spät angerückt ... Um sieben Uhr sollte ausgegeben werden ... Halb neun Uhr schlug ich Krach und kriegte dann endlich den Fraß ... Daß es ganz schief geht, muß ich auch noch dem Gustl in die Quere laufen ... Mein Lieber! ... Für die Tour hab ich wenigstens vierzehn Tag Urlaub verdient ... Jetzt stellst du dich daher und plauderst dumm ..."

Weitere Aussprache schnitt der Sanitäter ab.

„Hört auf mit dem Quatsch! ... Ich hab' Kohldampf ..."

Hunger hatten sie alle und wendeten sich darum einträchtig den Feldkesseln zu.

In diesem denkwürdigen Augenblick offenbarten sich wieder einmal die Wege Gottes. Sie sind so wunder-

bar und unerforschlich wie die Wege einer Geschoßbahn.

Als Hiesinger seinen Feldkessel vom Boden lüpfte, fand er ihn verdächtig leicht. Mißtrauisch hob er den Feldkessel in Augenhöhe, streckte ihn dann starr in die Weghalte und stieß einen tragischen Schrei aus.

„Leer! ... Prost Mahlzeit! ... Und auch noch glatt durchschossen! ... Saubere Schweinerei! ..."

Der Feldkessel hatte tatsächlich einen gezirkelten Bauchschuß abgekriegt.

„Der Schuß müßte dem Gustl im Benzinkasten sitzen, aber nicht in meinem Feldkessel ... So ein schönes Möbel, wie das war! ... Zwei Jahr schlepp ich den Kessel schon mit ... Was hab' ich daraus allein schon in Rumänien gefuttert! ... Huhn in Nudeln ist entschieden besser als Dörrgemüse ... Was soll ein Soldat ohne Feldkessel anfangen? ... Eine Saustellung! ... Du hast vorhin das richtige Wort gefunden, Korporal ..."

Diese Klage über den zerschossenen Feldkessel wäre bei Hiesingers bewährtem Zungenschlag wahrscheinlich noch länger und herzzerreißender geworden. Der Unteroffizier stoppte das Lamento:

„Feldkessel hin, Feldkessel her! ... Es ist nun schon nicht anders ... Für uns Fünfe reicht's ... Geh her und halt mit!"

Die Fünf hockten, Feldkessel zwischen den Beinen, nebeneinander auf dem Boden und löffelten eine erkaltete, graugrüne Masse.

„Jeden zweiten Tag Drahtverhau!... Und wegen dem Fraß wär' ich heut bald den Heldentod gestorben!..."

Unmutig stocherte Nützel in dem Dörrgemüse, häufte einen Löffel voll und wollte die Ladung in den Mund schieben.

„Nanu!... Hobelspäne?... Wo wächst denn so ein Kraut?"

Die Entdeckung ging reihum und wurde allgemein begutachtet. Es war ein nicht zu kleiner und nicht zu dünner Hobelspan.

„Das ist weiter nicht schlimm... Ich sag mir immer beim Futtern: Klappe auf und Augen zu!... So geht's am besten... Bei unserer Feldküche haben sie einmal einen ganzen Sack mitgekocht... Gemerkt hat es keiner, und der Küchenunteroffizier auch erst, als der Sack gefressen war... Wenn's keine andern Brokken zu verdauen gäb!..."

Die weitherzige Anschauung des Sanitäters leitete ein Gespräch über das Essen im allgemeinen und über die militärische Verpflegung im besonderen ein.

„Ich find' es nicht recht, daß es zweierlei Verpflegung gibt: für Offiziere und für Mannschaften!... Da hab' ich mir mal einen Vers abgeschrieben... Er war

unserm Häuptling auf den Unterstand gemalt ..."
Schütze Scharf kramte umständlich im Waffenrock und förderte schließlich ein zweifelhaft sauberes Notizbuch an den nicht übermäßig hellen Tag des Bunkers.
„Hier herum muß er stehn ... Hat ihm schon! ...
Also, dem Häuptling war auf den Unterstand gemalt:

Es wäre alles besser,
gäb's eine Sorte Esser.
So aber ist es mau
bei nichts als Drahtverhau.

Der hat's ihm gut gegeben ... Wie? ..."
Auch Nützel hatte ein Büchlein zur Hand und blätterte eifrig darin.
„So ähnlich hab' ich mir auch einen Vers notiert ...
Hört mal her!

Wir essen mit dem Messer.
Die Herren essen besser.
Uns wär es auch nicht bang
vor einem dritten Gang.

Wort für Wort unterschreib' ich das ..."
Immer lebhafter wurde das Gespräch. Viel Lobsprüche fielen dabei nicht.
Draußen hielt die Kanonade an. In regelmäßigem Abstand keilten die Aufschläge um den Bunker. Doch kam kein Schuß in bedenkliche Nähe.

„Bis jetzt haben sie uns nicht gefunden ... Ein Glück, daß wir mitten unter den Trichtern liegen! ... Da können sie von mir aus bis zum Friedensschluß hineinknallen ... Wer ist am Posten? Scharf? ... Nützel löst ab ... Alles bleibt beim alten ..."

Der Unteroffizier warf sich längelang auf die Pritsche. Biegler hatte sich an den Sehschlitz gesetzt und strichelte eifervoll an einer Bleistiftskizze.

Nützel und der Sanitäter steckten die Köpfe zusammen. Die Feldflasche ging von Mund zu Mund, und in das regelmäßige Schnauben und Schnarchen des Unteroffiziers mischte sich bald halblauter Zwiegesang. Sie hatten sich geeinigt und sangen gefühlvoll den Lieblingsschlager des Sanitäters.

Trink mer noch ein Tröpfchen,
trink mer noch ein Tröpfchen
aus dem kleinen Henkeltöpfchen.
Oh, Susanna, wie ist das Leben schön!

Wetter in der Nacht, aber Glück muß sein

Gegen Abend flaute die Beschießung ab. Nur vereinzelt fauchten noch Granaten herüber.

Der wolkenlose Tag ging in ein Dämmern ein, das heiß und unbewegt über dem Lande lag, Trichter und Mulden waren mit ersten Schatten angefüllt. Die verstreuten Buschinseln streckten ihr schütteres Gezweig reglos nach allen Seiten und blieben kläglich verloren in der öden Weite des Geländes.

Ganz von Finsternis überflutet lag der Bunker. Die Luft im Bunker war von Rauch und Dünsten zum Schneiden dick und preßte schwer auf Herz und Lungen.

„Es liegt was in der Luft, Hiesinger ... Es ist nicht sauber ... Wir kennen doch die Zeichen ... Sie haben den Tag über wenig geschossen ... Wenn bloß ein tüchtiger Regen käm ..."

Der Unteroffizier nestelte den Kragen auf.

„Sei so gut, Korporal! ... Regen auch noch! ... Ich will in diesem Affenstall von Beton nicht ersaufen ..."

Schmalz knuffte den Sanitäter in die Seite.

„Du willst es dir vielleicht aussuchen? ... Erstickt oder ersoffen! ... Es läuft auf eins hinaus ... Aber das

mit dem Regen hat seinen guten Grund ... Warum haben sie heut so wenig geschossen? ... He! ... Weil sie ihre Batterien vorziehn! ... Das tun sie immer nach zwei solchen Tagen ... Die Trichter sind fast bis auf den Grund trocken ... Ein tüchtiger Guß, und sie sind wieder randvoll ... Dann ist es aber auch Essig mit dem Stellungswechsel der Artillerie, und wir haben unsre Ruh' ... So ein Regen hat schon Hunderten das Leben gerettet ..."

Drei Kerzen opferten sich in dem aussichtslosen Bemühen, Licht zu spenden. Auf halbe Armlänge bereits erlahmte ihre Kraft.

Doch war immerhin der Schütze Scharf zu erkennen. Er lag bäuchlings auf der Pritsche und gab ein wunderliches Konzert zum besten, wobei er leider auch rückwärtsige Töne ausstieß, die manchmal eine Kerze ins Flackern brachten.

„Schau dir den Scharf an! ... Ist der Kerl umzubringen? Seit Anfang im Feld ... viermal verwundet ... und immer wieder an der Front! ... Ein Jahr kenn' ich ihn jetzt bei unserm Scharfschützentrupp ... Ein ausgezeichneter Beobachter und Richtschütze! ... Ich kann's auch nicht besser ... Freilich eine Kratzbürste ...! Wer ihm hinten mit Ehrenbezeugung und Exerzieren kommt, hat nichts zu lachen ... Ist ja auch ein Blödsinn bei einem Soldaten wie dem Scharf ..."

Der Schläfer röchelte und sprach halblaut mit sich selbst.

„Grabt doch schneller! ... Ich erstick ja sonst ... Au! Au! ... Nicht so ziehn! ... Mein Arm! ... Befehl, Herr Leutnant! ..."

Das übrige Traumgespräch ging in unverständlichem Murmeln unter.

„Er war schon mal verschüttet ... An der Somme! .. Sowas geht einem lange nach ..."

Die Augen des Sanitäters forschten unsicher im Gesicht des Unteroffiziers und irrten durch den ganzen Bunker.

„Eigentlich sitzen wir da in der schönsten Mausefalle, Korporal ... Wenn uns eine richtige Kiste aufs Dach fällt, brauchen sie uns nicht mehr begraben ..."

Schmalz rieb die Backenflächen. Das knisterte wie ein kleines Feuerwerk.

„Wozu dran denken? ... Noch achtundvierzig Stunden bis zur Ablösung ... Eh' du dich besinnst, ist die Zeit 'rum ..."

Durch den Eingang schlüpfte Nützel.

Der Unteroffizier sah scharf auf ihn hin.

„Was los? ... Neues vor Posten? ...

Nützel kratzte sich hinter den Ohren.

„Genaues kann ich nicht sagen, Korporal ... Bei dem Trichter herum, wo ich heut mittags Blut geschwitzt

hab', kommt es mir verdächtig vor ... Es hat geklappert ... Einen Schatten hab' ich auch gesehn ... Ist denn eine Patrouille von uns draußen? ..."

Die Stirn des Bunkerführers warf Falten.

„Eine Patrouille von uns? ... Mir nichts bekannt ... In der Richtung liegt doch die Befehlsstelle des Kampfabschnitts? ... Wahrscheinlich also Meldegänger! ... Für alle Fälle wollen wir aber der Geschichte nachgehn ... Nützel bleibt auf Posten am Eingang ... Biegler kommt mit mir! ... Häng zwei Knallpillen an! ... Man kann nie wissen ..."

Blauschwarze Nacht stand um den Bunker, nicht zu dunkel, doch von einer Stille, daß alles Blut zum Herzen drang. Eine einsame Grille zirpte kummerlos und machte durch ihr Gefiedel die Stille noch drückender.

Vorn am Knick des Laufgrabens lagen Schmalz und Biegler platt am Boden.

Leises Reiben von Metall auf Metall, dann eine unterdrückte Stimme:

„Wo steckt das blöde M.-G.-Nest nur? ... Nach der Karte müßten wir hier herum mit der Nase draufstoßen ... Das sind dir so Aufträge, Kamerad! ... Recht lang stolpre ich aber nicht mehr in der Nacht 'rum ... Das sag' ich dir! ..."

Die zwei Befehlsgänger verschreckten sich nicht schlecht, als es keine drei Meter rechts vorwärts zwar nur ge-

flüstert, doch scharf und deutlich aus der Dunkelheit klang:

„Parole! . . ."

Zwei Augenblicke genügten, die Begegnung in lauter Wohlgefallen aufzulösen.

Nützel hatte schon richtig beobachtet. Freilich konnte er nicht wissen, woher die Nachtwandler im Trichterfeld kamen und mit welchem Auftrag.

Diesen Auftrag hielt der Unteroffizier eben hart an das unruhig flackernde Kerzenlicht. Da stand, mit der Maschine geschrieben und auf einem Vervielfältiger abgezogen:

An die Gruppenführer des Kampfabschnitts!

Höchste Bereitschaft von 9.30 abends ab. Feindlicher Angriff ist in Vorbereitung. Leuchtposten verdoppeln.

Anforderung von Sperrfeuer nur in den dringendsten Notfällen.

Die Stellungen sind nur auf ausdrücklichen und schriftlichen Befehl zu räumen.

An dem Rande war mit Rotstift vermerkt:

Sonderauftrag für Bunker 17!

Bunker 17 liegt an wichtiger Stelle. Ist bis auf die letzte Patrone zu halten. Feueraufnahme nur gegen Massenziele nach vorwärts und halblinks.

Achtung! Achtung!

Im Vorfeld des Bunkers 17 eigene Offizierspatrouille!

Leutnant Göbel und sechs Mann.

Rückkehr dieser Patrouille zwischen 12.30 und 2 Uhr morgens.

Befehl ist nach Kenntnisnahme sogleich zu vernichten.

Bedächtig griff Schmalz zwischen die mittleren Knöpfe seines Waffenrocks und zerrte eine vorsintflutliche Uhr hervor. Der Zeiger stand genau auf 10 abends.

Die andern drängten sich erwartungsvoll um die Kerze. Nützel und der Gefreite hatten über die Schulter des Unteroffiziers weg den Befehl mitgelesen und schauten sich bedeutsam an.

„Aha! ... Ehrenvoller Auftrag! ... Wer braucht da hinten bloß wieder das E. K. I? ... Na, na! ... Auf dich geht das nicht, Korporal ... Du hast es ja schon ..."

Schmalz sah dem Gefreiten fest in die Augen. Es lag eine ruhige Drohung in diesem Blick.

Während der Unteroffizier den Befehl an die Kerze hielt, bis er in schwarzgraue Asche zerstäubt war, gab er bereits seine Anordnungen.

„Es ist nun nicht anders ... So oder so: wir wissen, woran wir sind ... Der Bunker wird gehalten ... Ich hab' noch jede Arbeit so gut gemacht, wie ich es

konnte ... Und hoff', ihr denkt nicht anders ... Scharf und Biegler nehmen den ersten Posten. Nützel und ich lösen ab ... Leuchtpistolen brauchen wir nicht ... Wir liegen zweihundert Meter vor der ersten Stellung ... Geschossen wird nur nach vorwärts und halblinks und nur auf Massenziele ... Was rechts oder hinter uns los ist, geht uns nichts an ..."

Schneckenhaft krochen die zwei nächsten Stunden vorbei.

Schmalz, Hiesinger und Nützel saßen auf dem unteren Holzgestell, qualmten um die Wette und verdickten die ohnehin zum Schneiden schwere Luft noch mehr.

Träge schleppte sich die Unterhaltung von einem Wort zum andern.

„Der Schwindel dauert noch zehn Jahre", behauptete Nützel und stopfte die Stummelpfeife mit einem unmöglichen Kraut. Es duftete nach Waldbrand.

„Sei so gut!" warf der Sanitäter ein. „Bis dahin kriechen wir auf allen vieren, wenn wir überhaupt noch kriechen können ... Jedes Ding hat einen Zipfel, wo es aufhört ... Bloß die Wurst hat zwei ... Menschenskind! ... In zehn Jahren tret' ich ja auf meinen Vollbart ... Er wächst mir jetzt schon bei den Ohren heraus."

Hiesinger übertrieb gewaltig. Sein Bartwuchs war das einzige an ihm, was für schüchtern gelten durfte.

Zunächst sproßten seine Haare nach einem geheimnisvollen Plan: sehr dicht neben beiden Ohren, ganz und gar nicht unter der Nase und sonst willkürlich bald da ein Büschel, bald dort einer. Der Mann sah aus, als hätte er ein paar zerrissene Fußlappen, die höchst reinigungsbedürftig waren, um die Ohren gehängt.

Da hatte Nützel entschieden mehr Berufung zum Vollbart. Ohne jeden Übergang setzte sich sein Kopfhaar im Gesicht fort und überwucherte moosartig jeden für Haarwuchs geeigneten Fleck. Daß Nützels Stupsnase aus diesem Dickicht noch herausragte, war fast ein Kunststück.

Gar nicht erst von Schmalz zu reden! Er hatte den richtigen Grabenbart, ein Gewirr von Haaren, das verrostetem Stacheldraht ähnelte und sich kreuz und quer durchs Gesicht zog.

Nach einem Blick auf die bewußte Uhr nickte der Unteroffizier Nützel zu.

„Zeit zum Ablösen, Nützel! . . ."

Hintereinander schlüpften sie aus dem Bunker, Schmalz voraus.

Ein halblautes Flüstern mit Scharf, der nichts von Belang zu melden hatte, dann lehnte sich der Unteroffizier an die Betonwand und wies Nützel zehn Schritte aufwärts in den Laufgraben.

Die Nacht war schwarz wie Tinte geworden. Kein Stern glänzte am Himmel. Von Westen blies stoßweise ein heftiger Wind und ballte tiefgraue Wolken.
Drei Schritte vor den Augen war das Trichterfeld bereits zugemauert. Selten stieg eine Leuchtkugel hoch. Alle drei Minuten deutete aber von hinten ein fahler, gespenstischer Finger ins Gelände. Der Scheinwerfer kreiste ruhelos. Ganz rechts blitzte Mündungsfeuer. Es waren immer nur wenige Schüsse, deren Einschlag unsichtbar blieb.
Die erste Stunde nach Mitternacht braute das Gewitter zusammen.
Im Westwind klang tiefes Aufseufzen, und die ersten Donner rollten heran.
Das Vorfeld wurde lebendig.
Langsam stieg aus der unbekannten Raumtiefe eine Leuchtkugel, entfaltete, nicht zu bestimmen, in welcher Höhe und Entfernung, ihre glänzend weiße Lichtglocke und riß eine grelle Lücke in die Finsternis.
Eine zweite, dritte, vierte Lichtglocke blühte auf. Jetzt spuckte in jäher Wut eine rote Rakete zum Nachthimmel und entfesselte ein wüstes Gellen und Krachen, übertönt von einem fernen Gurgeln und Heulen. Zwischenhinein klopfte herzbeklemmend Maschinengewehrfeuer, und das scharfe Reißen von Handgranaten drang aufreizend durch allen Lärm.

Als wollte er dem Ausbruch des künstlichen Gewitters zuvorkommen, mischte sich nun auch der Himmel in den Tumult. Blitze zuckten, Donner hallten endlos nach, und ein Regen rauschte herab, nicht in Tropfen, nicht in Schnüren, in ganzen Wolken, die erst dicht am Boden auseinanderspritzten.

Beide Gewitter vermengten sich. In hellem Aufruhr brodelte die bisher so stille Nacht.

Hart an die Bunkerwand geschmiegt, spähte der Unteroffizier nach vorn. Der Regenschwall klatschte auf den Stahlhelm und rann feuchtwarm in den Nacken.

Schmalz beachtete es weiter nicht. Nach der stickigen Hitze des Tages war dieser himmlische Guß eine Wohltat.

Unvermindert tobten die Gewitter oben und unten fort und verstärkten sich mit jeder Minute.

Oben war der Himmel eine einzige Lohe. Das Blitzen und Krachen unten schwoll nach der Breite und Tiefe. Dutzende von Leuchtkugeln segelten hoch und lockten immer neue Abschüsse aus der Dunkelheit. Nicht ein schmaler Streifen mehr, die ganze Front von einem Ende zum andern war aufgeflammt und spie Blut und Brand aus.

Der gröbste Segen flog nach rückwärts. Vor dem Bunker — waren es zehn Meter oder hundert? — zogen Grabenmörser, leichte und mittlere Feldgeschütze einen feurigen

Strich. Durch das schrille Reißen der Handgranaten tackten mörderisch eintönig Maschinengewehre.

Der Unteroffizier strengte die Augen an, daß sie schmerzten. Doch diese Wand von Finsternis und Regenschauern durchdrang kein menschlicher Blick.

„Sieht nach einer gewaltsamen Erkundung aus!" brummelte der Unteroffizier in den Bart.

Jetzt erwachte auch die eigene Front.

Eine weiße Leuchtkugel vereinigte sich mit einer zweiten zu einem Doppelkegel von grellem Licht. Dieser Kegel stand sekundenlang über dem Bunker und warf seinen Schein ins Trichterfeld. Umrisse schwankten in diesem Schein. Nicht länger, als zu einem Augenöffnen nötig ist, löste sich ein Arm aus der strömenden Dunkelheit. Dieser Arm war im Schwung nach vorn. Platzen einer Handgranate krischte auf.

Eigene Artillerie setzte mit Feuer ein. Ihre Granaten rauschten heran, so kurz gehalten, daß die Erde um den Bunker bebte.

Durch den Regen stolperte Nützel aus dem Laufgraben, über und über verdreckt, halblaut vor sich hinfluchend.

„Schafszipfel, die ... funken in unsern Laufgraben ..."

Er würgte und spie aus vor Wut.

„Setzen mir einen Kübel – ich glaub, ein Einundzwan-

ziger war's! – vor die Nase ... Der Laufgraben ist auf gut fünf Meter eingesackt ... Halten kann sich da drüben kein Schwanz ..."

Nützel deutete nach rechts. Dort war ganz dicke Luft. In Lagen zu vier und acht hämmerten die Geschosse auf jeden Fuß breit Boden und malmten ihn zu Staub.

Aus dem Bunkereingang kroch Scharf.

„Eure Zeltdecken, Korporal! ... Nützen zwar auch nicht bei dem Guß! ... Herrgott! ... Eine Saustellung! ..."

Der Unteroffizier schüttelte sich, daß im Regen noch ein Regen entstand.

„Sauber von dir, Scharf! ... Denkst doch an alles ... Die Zeltdecke nützt freilich nichts ... Der Regen aber auch nicht ... Er kommt vierundzwanzig Stunden zu spät ..."

Scharf kroch vollends aus dem Bunker.

„Hübsch dicke Luft! ... Und wie sie böllern! ..."

Er blinzelte zu Nützel auf, der noch immer halblaut, deswegen aber doch heillos fluchte.

„Was denn, Scheps? ..."

Scheps war der Spitzname Nützels und sollte einen Menschen bezeichnen, der etwas verdreht ist. Nun war Nützel durchaus nicht verdreht. Mit einer Ausnahme: Er steckte voll Aberglauben und hielt es zum Beispiel

für ausgemacht, ihn könnte nur ein Geschoß treffen, das genau um Mitternacht gefüllt worden ist.
Ob nun Glaube oder Aberglaube: Die Menschen sind alle empfindlich, wenn dieser Punkt berührt wird. Zu den zarten Seelen gehörte Nützel ohnehin nicht, und grobe Menschen sind zur nachtschlafenden Zeit meist noch gröber.
„Scheps sagt er zu mir! ... Scheps! ... Gleich hau ich dir eine hin, daß du verschütt gehst, Affenpintscher, blöder! ..."
Auf den Mund gefallen war nun Scharf auch nicht. Ein Kosewort gab das andere, und aus vollem Gemüt krähten sich die beiden Streithähne an.
„Hö ... hö ...! Haltet bloß das Maul alle zwei! ..." besänftigte der Unteroffizier. Er hatte sich in die Zeltdecke gepackt, schnaubte ärgerlich unter dem Stahlhelm vor und drückte den klatschnassen Backenbart aus wie einen Schwamm.
„Schaut einer die Hammel an! ... Stehn nachts um halb zwei im Gelände herum, bei dem Regen auch noch, und werfen sich ihre Geburtsfehler vor! ... Dabei haut die eigne Artillerie den Laufgraben in Klump ..."
Das Feuer dauerte und stieg immer noch an. Zwei Maschinengewehre spuckten und stotterten besonders eifrig, mit dem Erfolg, daß die deutsche Artillerie endlich aufmerksam wurde. Schon die nächste Lage wumpte

hundert Meter weiter vorn ein und schien zu sitzen, weil die Maschinengewehre jäh verstummt waren. Schmalz brummte zufrieden.

„Die hat's erwischt! ... Sind scheint's hinten aufgewacht, die verschlafenen Brüder, und schauen unsern Laufgraben nicht für den Drahtverhau der andern an ..."

Ein greller Blitz flammte über den Himmel, und hinterdrein polterte ein Donner, daß einen Herzschlag lang jeder andere Lärm in diesem Donner unterging. Dazu kübelte es aus den Wolken, was diese nur herzugeben hatten.

Dieser letzte Ausbruch erschöpfte aber auch die Kraft des Gewitters. Blitz und Donner entfernten sich rasch, nur der Regen rann und rann, wenn er auch etwas in der Dichte nachließ.

„Still! ... Horcht mal! ... Da kommt doch wer? ..."

Angespannt horchten die drei Leute in die Nacht.

„Das wird unsre Patrouille sein ... Sie ist auf dem Heimweg ..."

Deutlich klang jetzt das Getrappel von Füßen, dazwischen auch leises Klappern von Metallzeug.

„Sie kommen zu weit links ab", wisperte der Unteroffizier und war mit einem Satz aus dem Graben.

Das abziehende Gewitter nahm auch die tintendicke Finsternis mit sich. Die Nacht war heller geworden.

Die Wolken lockerten auf und gaben da und dort dem Blick einen Stern frei.

Noch stand Schmalz nicht fest auf den Beinen, da barst zwanzig Schritte vor ihm der Boden. Einmal und noch einmal!

Eine Riesenfaust wischte den Mann aus dem Trichterfeld und stürzte ihn rücklings in den Laufgraben.

Was war das?

Hatte er sich verdoppelt und lag auf sich selber?

Entsetzlicher Druck schnürte den Atem ab.

Der Unteroffizier spannte die Schultern und schnellte den Oberkörper vor.

Dann quoll helles Lachen in ihm auf und platzte los.

Der Luftdruck einer schweren Granate hatte ihn rücklings in den Graben geschleudert und auf ihn einen Mann der Patrouille Göbel. Diesen sonderbaren Alb hörte er jetzt neben sich lästerlich schimpfen.

„Verdammter Schwindel!... Sauwetter, mistiges!... Nimm bloß deine Trittlinge zu dir, Mensch!... Du zertrampelst mir ja die ganze Fisasche ..."

Schmalz war mit einem Ruck hoch.

„Macht Beine, Kinder!... Rin in den Bunker!... Sie kommen uns sonst auf den Pelz ..."

Dreißig Meter rechts fuhr eine Granate in den Laufgraben.

Im Bunker klopfte Scharf dem Zuwachs derb, aber freundschaftlich die Schultern.

„So einen Dusel, Mensch! ... Ein Achtundzwanziger wenigstens, und nicht einmal den kleinsten Heimatschuß! ... Die Kartoffeln möcht ich auch essen, die du baust ... Da muß was dran sein ..."

Der auf diese Art bewillkommnete Mann knurrte nur eine kurze Einladung, die im Volk stets ergeht und niemals befolgt wird, schneuzte sich die Nase und guckte vorwurfsvoll zu Schmalz hin.

Die Nase blutete und hatte mit dem übrigen Gesicht ein paar Tritte abgekriegt.

Der Unteroffizier hielt seine Großvateruhr über die Kerze und stierte tiefsinnig auf das Zifferblatt.

Es zeigte 2.10 morgens.

„Patrouillengehen, das braucheſt du ja nicht ...“ – Rettung in der Nacht

Der Infantriſt Schramm von der Offiziers-patrouille Göbel erzählte:

„Abgelöſt ſollten wir um vier Uhr werden ... Ja, Kuchen! ... Wir verhocken alſo auch den ſechſten Tag im Unterſtand ... Schlimm war es ja weiter nicht ... Bis auf die Läus und das andre Viehzeug ... Geſtern beim Dunkelwerden rennt auf einmal der Vize durch die Stellung und plärrt auch nach mir ... Ich hör meinen Namen nicht gern laut ... Schon gar nicht von unſrem Vize ... Da ſchaut meiſtens nichts Geſcheites dabei raus ... ‚Schrei zu!‘ ... denk ich und muckſe nicht ... Aber was kommen ſoll, kommt ... Plumps! hat er mich geſchnappt, und in Nullkommafünf hatte ich meinen ehrenvollen Auftrag weg ... Mit Leutnant Göbel auf Erkundung! ... Na ja, denk ich, ſo'n Nachtſpaziergang hat auch ſeine Reize ... Wer Glück hat, bricht den Finger beim Naſenbohren ...“

Der Erzähler tat einen kräftigen Lungenzug aus der Zigarette und tupfte behutſam die geſchundene Naſe ab.

„Punkt zehn Uhr sind wir losgezottelt, der Leutnant und sechs Mann ... Nach fünf Minuten haben wir schon alle geschwitzt wie die Klammeraffen ... Die Nacht war ein Backofen, von allen Seiten kräftig geheizt ... Mal vorwärts, mal zurück, mal nach rechts, mal nach links sind wir in der Gegend herumgekrochen, die Nase am Boden ... Taler haben wir aber keine gefunden ... Dafür endlich ein dreifaches Drahtverhau ... Wir bleiben davor liegen und glotzen uns die Augen aus dem Kopf ... Ich lieg neben dem Leutnant ... Er pufft mich in die Seite und macht eine Bewegung nach rechts ... So zwanzig Meter haben wir uns hinübergeschlängelt ... Und hattens getroffen! ... Die Gasse im Drahtverhau nämlich! ... ‚Steckst mal die Nase tiefer rein', denk ich und schieb den Bauch drei Schritt vorwärts ... Da geht's los! ... Aber wie! ... Unser Vize sagt in solchen Fällen immer: ‚Es ist eine Situation' ... Recht hat er, der Mann ... Ganz lateinisch bin ich mir vorgekommen ... Ich hab schon in manchem Schlamassel gesteckt ... Aber alles, was recht ist: Wenn sie dich schon von drei Seiten befunken, braucht dir nicht auch noch einer von oben das Wasser kübelweis in den Halskragen schütten, daß es bei den Stiefeln wieder rausläuft ..."

Bei dieser Anmerkung hielt es der Sanitätsgefreite für passend, seine Meinung zu verlautbaren.

„Wegen dem bissel Regen! ... Du bist wohl ein recht trockener Bruder? ..."

Schramm, ein stämmiger Krauskopf in den Dreißigern, sah nicht aus wie einer, der sich die Butter vom Brot nehmen läßt. Er drehte den Kopf langsam nach dem Sanitäter und musterte den Zwischenredner von oben bis unten. Wobei er sofort feststellen konnte, daß Hiesinger keinen feuchten Faden am Leibe hatte!

„Trocken, sagt er!... Kunststück, wenn man im Unterstand bolzt und die andern draußen Patrouille schieben läßt! ... Quatsch nicht, Pflasterkasten! ... Du mußt erst hinriechen, wo ich ..."

Es war nicht etwa gute Lebensart, wenn Schramm den Satz unvollendet abbrach. Wie in einem Hirn die Gedanken entstehen und vergehen, ist noch nicht recht aufgeklärt. Schramm kehrte sich von dem Sanitäter ab, untersuchte aufs neue die verschwollene Nase und setzte seinen Bericht fort.

„Donnerwetter! ... Das Wichtigste hätt ich jetzt bald vergessen ... Der Leutnant liegt noch vorn ... Es hat ihn erwischt ... Wie und wo? ... Keine Ahnung! ... Aber daß er noch vorn liegt, weiß ich ... Seit drei Monaten ist der Leutnant Göbel mein Zugführer ... So ein Kleiner, Blasser! ... Er ist auch bloß in dem Betrieb angelernt wie wir alle ... Ein Reserve-

schwanz, ein Stoppelhopser! ... Übrigens einer, mit dem sich ackern läßt! ... Drückt sich nicht und frißt der Mannschaft nichts weg ... Ich werd ihn holen müssen ..."

Draußen krachte es munter fort. Zwar schwieg der Himmel. Er hatte den Wettkampf im Krachmachen satt und überließ Arbeit und Ehre den Geschützen, die auch für drei ausgewachsene Gewitter spektakelten. Nützel war bisher schweigend auf einer Munitionskiste gesessen. Jetzt stand er auf und trat näher zu Schramm.

„Du willst den Leutnant holen? ... Ich mach mit ... Durchgeweicht bin ich ohnehin schon bis auf die Eintrittsmarke ins Massengrab ... Und mehr als rostig kann der Mensch nicht werden ..."

Hier mischte sich Hiesinger ein. Der Sanitätsgefreite konnte keinem Gespräch zwei Minuten zuhören, ohne sich einzumischen.

„Was?! ... Ein Verwundeter soll geholt werden?... Ohne mich? ... Für was bin ich denn dann überhaupt da? ... Schießen – das ist eure Sache ... Aber einen holen, den es erwischt hat, das geht zunächst einmal mich an ... Der Schlosser macht doch auch keine Schusterarbeit ... Und was schon der Nützel von der Sanitäterei versteht! ... Mein Feldkessel versteht mehr und ist jetzt auch hin ..."

Dieser unvermutete, auch gar nicht zu erwartende Gedankensprung zum Feldkessel verblüffte allgemein. Nur Nützel spürte den Stich und muckte auf.

„Die ganze Zeit gackert er von seinem Scheißkessel ... Ich bin froh, daß sein Freßkübel das Loch im Bauch hat und nicht ich ... Wenn ich mit hinaus will, den Leutnant holen, so schert das den Aspirinhengst gar nichts ..."

Die zwei Streithänse funkelten sich herausfordernd an.

Unteroffizier Schmalz winkte ab.

„Natürlich schauen wir nach den Kameraden ... Es können ja mehr sein außer dem Leutnant ... Wie es gehandhabt wird, bestimme ich ... Hiesinger hat in dieser Sache die meiste Erfahrung ... Er führt also ... Schramm kennt den Platz, wo der Leutnant liegt ... Er geht mit Hiesinger vor ... Ich schätze, daß die Stelle so hundertfünfzig Meter vor uns liegt mit einer ganz kleinen Abweichung nach halbrechts ..."

Zu dieser Schätzung des Unteroffiziers nickte Schramm lebhaft.

„Nützel hält Verbindung zu euch zweien ... Er weiß ja noch von gestern mittag her Bescheid in dem Trichter ... Ich lege mich in den nächsten Trichter, vierzig Meter vor dem Graben ... Scharf bleibt Posten am Bunker und paßt auf wie ein Schießhund ... Das

Gewehr hält das Maul ... Nur wenn sie uns über den Hals kommen, wird gefeuert ... Dann aber, was das Zeug hält! ... Biegler ist am Essenholen ... Wo steckt denn das Bunkerkind? ..."

„Hier, Herr Unteroffizier! ..."

Zwischen Scharf und Nützel streckte sich das übernächtige Gesicht des Freiwilligen durch. Die bebrillten Märchenaugen zwinkerten verschlafen.

„Menschenskind, es ist drei Uhr! ... Mach dich schleunigst auf die Socken und schau, daß du wenigstens einen Feldkessel voll Futter durchbringst! ... Wenn es zwei werden, kannst du mich duzen ... Bringst du aber alle, dann ist dir eine lobende Erwähnung im Armeebefehl sicher ... Allong! ... Schwirr ab, Professor! ..."

Biegler schwirrte nicht, aber er schob ab, alle vorhandenen Feldkessel schleppend und mit einem Schock guter Wünsche bepackt ...

Essenholer! ...

In der ungeheuren Maschinerie des Kriegs ein Rädchen nur, aber nehmt es heraus, und der Betrieb stockt! Ein Amt, mehr vom Grabendreck denn vom Heldenruhm verziert, wehrloses Dulden und doch größeres Opfer als jeder Sturm auf jede Stellung!

Nach dem Abzug des Freiwilligen wiederholte Schmalz die getroffenen Anordnungen.

„Länger als zwei Stunden darf die Geschichte nicht dauern ... Es ist jetzt nach dem Gewitter zwar mit starkem Frühnebel zu rechnen ... Wer weiß aber, wie weit weg von der Stellung Leutnant Göbel liegt? ... Ich meine, von der Stellung drüben ... Na, denn los! ..."

Der Sanitätsgefreite knüpfte aus Zeltschnüren eine Leine und schlang sie nebst zwei breiten Gurtbändern um den Leib. Vorher prüfte er erst die Festigkeit der Leine.

Vom Regen schwammig aufgeweicht, in zahllose Pfützen und Rinnsale verteilt, lag das Trichterfeld schmutzig grau unter dem Nachthimmel. Der Boden gärte und roch nach ranzigem Fett.

Infantrist Schramm von der zersprengten Patrouille mußte einen ausgeprägten Ortssinn haben. Erst lief er fünfzig Schritte gebückt, schlängelte sich dann über eine niedrige Mulde, rannte wieder los und landete in einem mittleren Sprengtrichter, dessen südwärts gekehrten Rand er auf Händen und Knien erkroch. Immer den Sanitäter im Schlepptau, der jede Bewegung gewandt mitmachte und dem Schramm jetzt flüsternd zukeuchte:

„Wir sind richtig ... Zwanzig Meter vor uns ist der Drahtverhau ..."

Sie drückten sich eng an den Boden und verschnauften.

Als die Luft wieder beruhigt aus den Lungen kam, nestelte Hiesinger die Leine los.

„Paß obacht, Kamerad!... Ich binde mir diese Schnur um den Arm ... Du hältst das andre Ende fest ... Hoffentlich ist die Strippe lang genug ... Wenn nicht, schadet es auch nicht viel ... Zieh ich einmal an, heißt das: Ich sehe den Leutnant ... Zweimal bedeutet: Ich bin bei ihm ... Dreimal: Ich hab ihn hoch und komm zurück ... Begriffen? ... Du ruckst von Zeit zu Zeit... Dann weiß ich, daß die Richtung eingehalten ist ..."

Schramm brummte sein Verständnis.

„Abgemacht, Schnaps! ... Ich wär am liebsten selber raus. Aber ich faß ihn vielleicht doch verkehrt an ... Du verstehst das besser als unsereins ... Und außerdem: Allerhand Hochachtung, wie du laufen und auf dem Bauch kriechen kannst! ... Du bist ein alter Schlangenfänger, wenn du auch ein gesegnetes Mundstück hast ... Jetzt paß aber du genau obacht!... Den Hang hier vor unsrer Nase hinauf! ... Dann zehnmal soweit vor, wie du selber lang bist, immer der Nase nach! ... Ja auf dem Strich bleiben ..."

Das Feuer rollte regelmäßiger, nicht mehr jäh und stoßhaft. Wie Hunde in der Nacht knurrten sich die Fronten an.

Hiesinger war auf den Trichterrand gekrochen. Undeutlich und verschwommen sah er vor sich ein Gewirr

aus Stangen und Drähten, eine dicht verfilzte künstliche Dornhecke – den Drahtverhau.
Vor, in und hinter dem Verhau hüpften Flämmchen der Einschläge. Es war kleines Kaliber.
„Hast du die Strippe fest, Schramm? ... Ich haue ab ..."
Auf Knie und Ellen bogen arbeitete sich der Sanitäter vorwärts. Erstaunlich schnell war er aus dem Trichter. Kein Indianer hätte es gewandter und lautloser fertiggebracht.
Schramm kauerte am Trichterrand, alle Sinne angespannt und überwach.
Da kam auch schon der erste Ruck und fuhr wie ein elektrischer Schlag durch den Körper Schramms. Er ruckte dagegen zum Zeichen, daß er verstanden hatte, und wieder kam Antwort.
Ruck! ... Ruck! ... Er war also beim Leutnant.
Der Sanitäter hatte seine Körperlänge etwa zehnmal kriechend hinter sich gelassen, als er ein leises Stöhnen auffing.
Das Ohr hart an den Boden gepreßt, lauschte er mit angehaltenem Atem. Wieder dieser leise Klagelaut, der unwirklich und unfaßlich aus dem Mund der Erde selbst zu kommen schien!
Langsam hob Hiesinger den Kopf und drehte ihn nach der Richtung des Lautes. In einer winzigen Erdfalte,

nicht mehr als drei Schritte nach rechts, sah er zwei Körper.

In einem Augenblick war der Sanitäter dort. Stumm und steif, eine Puppe, der alle Gelenke verdreht sind, lag der eine Körper. Beim andern Körper war ein Bein krampfhaft an den Leib gezogen. Hiesinger beugte sich über den Verwundeten. Am Schnitt des Waffenrocks erkannte er den Offizier. Leutnant Göbel hielt die Augen halb geschlossen und zerbiß ein Stöhnen zwischen den Lippen. Er war bei Bewußtsein.

„Ruhig, Kamerad! ... Daß bloß die da vorn nichts merken. Wo fehlt's? ..."

„Schuß durch den rechten Oberschenkel!" flüsterte der Leutnant zurück.

„Immer ruhig Blut, Kamerad! ... Ich bring dich zurück ... Muß nur erst den andern beaugapfeln ..." Ein kundiger Griff, und der Sanitätsgefreite hatte die Erkennungsmarke des Toten geholt; dazu nahm er noch allen Kleinkram, der sich in den Taschen fand.

„So! ... Das hätten wir ... Und jetzt dreh dich mal etwas auf die Seite! ... Langsam ... langsam ... Wir versäumen nichts ..."

Geschmeidig lud Hiesinger den Verwundeten auf den Rücken, schlang ein Gurtband unter den Achseln

des Leutnants durch und kroch mit seiner lebendigen Last rückwärts. Vorher ruckte er dreimal an der Leine.

Am liebsten hätte der Infantrist Schramm juchheit, als das Zeichen kam. Er unterdrückte aber diese Anwandlung und legte dafür alles Gefühl in die Art, wie er an der Strippe zurückzog. Das Leinenknäuel in seiner Hand wuchs, und nun sah er auch schon die seltsame Figur mit dem doppelten Rücken. Schramm griff über den Trichter hinaus, faßte Hiesingers Schulter und half dem Sanitäter in die Senke herein.

Hiesinger kochte aus allen Poren.

„Er ist gar nicht schwer ... Schätze: höchstens ein Zentner zwanzig! ... Und doch war's ein heidenmäßiges Stück Arbeit ... Wollen uns darauf einen genehmigen, Kamerad! ..."

Der Gefreite tat erst einen Seufzer und dann aber einen Schluck, der nicht von schlechten Eltern war. Die Feldflasche ging an Schramm weiter.

„Was ist mit dem Leutnant los? ... Aha! ... Ohnmächtig! ... Dacht es mir doch gleich, weil er so mucksmäuschenstill war den ganzen Weg her! ... Schadet gar nichts! ... Im Gegenteil! ... Wir tun uns um so leichter ..."

Schwacher Regen setzte ein, eigentlich mehr ein Nebel-

reißen. Ganz fern im Osten glomm ein milchigweißer Streifen, schmal wie ein Augenspalt. Der Morgen pochte an den Himmel.

„Jetzt aber weiter im Text! . . . Die Sache wird brenzlich . . . Sind wir nicht in spätestens fünfzehn Minuten in unserer Flohkiste, dann können wir den ganzen Tag in irgendeinem Trichter vertrödeln . . . Der Korporal hockt im Trichter hinter uns . . . Darauf halten wir zu . . . Ich nehm den Leutnant hoch und dann nichts als marsch! marsch! . . ."

Unteroffizier Schmalz saß in seinem Trichter und sog an der kalten Pfeife. Er döste im Halbschlaf und übte die für den Soldaten sehr wesentliche Kunst, in jeder Lebens- und Körperlage ein paar Augen voll Schlaf zu nehmen.

Aus diesem löblichen Tun wurde er jetzt gerissen.

Was sollte das Getrappel? Wer kam da im Laufschritt?

Bevor der Unteroffizier noch klar wurde, prallten zwei Schatten aus der Dunkelheit und sausten in den Trichter.

Drei Minuten lang hörte Schmalz neben sich nur mühsames Keuchen und krampfhaftes Atemholen. Dann hatte Hiesinger sein Mundstück wieder im Gang und legte los.

„Bist du's, Korporal? . . . Hat ihm schon, den Mac

Mahon! ... Das war dir ein Laufschritt! ... Wenn ich die vierzig Meter – bei Nacht und Nebel und mit dem Leutnant auf dem Buckel! – nicht schneller gelaufen bin als jeder Windhund, dann will ich meine Gefreitenknöpfe fressen ... Höchste Eisenbahn war's aber auch ... Die Brüder drüben merken bereits was ..."
Um die Drahthecke tanzten Aufschläge. Strichfeuer eines Maschinengewehrs sirrte.
Schramm rieb die borkig grauen Hände und gluckste vergnügt.
„Einen Dreck, Frau Meier! ... Denen sind wir sauber durch die Lappen gerutscht ... Prost, Schnaps! ... Sollst leben! ..."
Hiesinger nickte wohlwollend und wischte die schweißige Stirn mit dem Rockärmel.
„Schwein muß sein ... Wer im Krieg kein Glück hate soll sich lieber gleich aufhängen ... Da pfeffern sie nun in der Gegend herum und schießen Löcher in die Luft ..."
Das Feuer lag aber auch wirklich beruhigend weit vorn und abseits.
Über den noch immer bewußtlosen Leutnant gebeugt, kraulte der Unteroffizier nachdenklich in seinem Urwald von Bart.
„Sieht nicht gut aus! ... Los, Kinder, sonst wird es zu hell! ..."

Der fahle Streif im Osten war breiter geworden. Die Nacht flockte auseinander wie Wolle, die gezupft wird. Ohne weiteren Zwischenfall schafften sie den Leutnant in die Pillenbüchse.

Dort trafen sie Nützel neben einem zweiten Verwundeten der Patrouille.

„Der Kamerad ist schon im Trichter gewesen, wie ich vorgekommen bin ... Hab ihn hereingeschleppt ... Einen Bauchschuß hat der arme Kerl ... Pst! ... Laßt euch nichts weiter anmerken! ..."

Der Verwundete war ein breiter, schwerer Mensch, einen halben Kopf größer als Nützel, der auch nicht verschnitzt aussah. Ein solches Gewicht über Trichter und Mulden zu schleppen, hatte wohl mehr als nur Schweiß gekostet.

Die Augen des Verwundeten standen groß und weit offen. Sie gingen ruhig von Gesicht zu Gesicht. Schmerz schien der Mann nicht zu haben, denn er streckte sich regungslos auf der Pritsche aus. Leutnant Göbel wurde neben ihn gelegt.

Hiesinger war ganz Sanitäter. Dieses sonst recht grobe und laute Mannsbild übertraf jetzt an Ruhe des Gemüts und Zartheit der Bewegung jede Frau. Er untersuchte die Wunde des Leutnants, verband sie und gab dabei seine ärztliche Meinung kund.

„Maschinengewehrschuß in die rechte Hüfte! ... Ist

seitlich getroffen worden! ... Einschuß liegt höher als Schußausgang ... Schlagader nicht verletzt! ... Schwein muß sein ... Möglich, daß der Hüftknochen erwischt ist! ... Die Ohnmacht bedeutet weiter nix ... Wir werden ihn schon aufwecken, den Leutnant ..."

Mächtig paffte Hiesinger aus einer Zigarette und wandte sich dem andern Verwundeten zu.

„Na, Kamerad, laß dich mal anschaun! ... Sieht ganz gut aus! ... Nur nicht bewegen! ... Nichts essen und trinken vorläufig! ... Mit dem Schuß kannst du noch siebzig Jahr alt werden ..."

Klar und wissend hing der Blick des Verwundeten an Hiesinger. Die Lippen bewegten sich stumm.

Nützel sah den Unteroffizier bedeutsam an. Sie gingen von der Pritsche weg nach dem Gewehrstand. Der Sanitäter folgte.

„Er wird die nächste Nacht nicht mehr erleben ... Zu wissen scheint er's selber ... Schwein muß sein ... Er hat wenigstens keine Schmerzen ... Was ist wohl die Uhr, Korporal? ..."

Der Zeiger stand genau auf vier Uhr morgens.

„Ist nicht möglich! ..." verwunderte sich der Sanitäter. „Vierzig Minuten hätt der ganze Spaß gedauert? ... In diesen vierzig Minuten kann ein andrer graue Haare kriegen ..."

Die Bergung des verwundeten Leutnants hatte vierzig Minuten gedauert.

Hiesinger schüttelte ungläubig den Kopf. Ihm schienen es ebensoviele Stunden.

Idyll an der Feldküche. Das Linsenchristkind

Sie trommelten aus allen Schlünden. Ein eisenklirrender Vorhang hing von einem Ende des Himmels zum andern.

Die graue Rauchwand, von Entzündungen rot und gelb durchstriemt, wanderte ruhelos auf einem Erdstreifen von hundert Meter Tiefe vorwärts und rückwärts, vorwärts und rückwärts ...

Eintönig hallte die Glocke des Horizonts das Rollen des Trommelfeuers hinaus. Jeder andere Laut ging unter in diesem Rollen. Bis auf das gleichmäßige Plätschern des Regens, der seit Tagesanbruch wieder rann! Dieses Plätschern behauptete sich hartnäckig mit dem eigenen Ton.

Kurt Biegler, das Bunkerkind, stand in der Schlange von Essenholern, die sich vor der dampfenden Feldküche ringelte.

Diese Feldküche war in den traurigen Resten einer Scheune untergebracht. Von den vormals vier Wänden standen noch zwei und eine halbe. Ein paar angekohlte Sparren deuteten das sonst nicht mehr vorhandene Dach an. Ungehindert rauschte der Regen in die Scheune und bildete trübglitzernde Lachen auf dem schlecht gestampften Boden.

In die Zeltdecke gewickelt, rührte der Koch eine ansehnliche Schöpfkelle im Inhalt des Kessels und schaute mißmutig drein, weil der Regen in den Kessel fiel und auf der Oberfläche des Essens kleine Blasen schlug.

„Wasser haben wir selber genug ... Zur Abwechslung könnt es auch mal Schmalz regnen ... Nur nicht drängeln, Kinder! ... Es kommt jeder dran ..."

Der Koch schob die schmierige Feldmütze aus den Augen und füllte die hingereichten Feldkessel, peinlich bedacht, daß jeder den gleichen Teil vom Dicken und Dünnen bekam. Dazu brummte und grunzte der Koch Fürstner in seinen dicken, schwarzen Schnauzer:

„Kündigen solltest können! ... Keine Stund länger bleibet ich an der Küche! ... Um dreie raus bei dem Affenwetter! ... Um viere schwitzt Wasser ... Um fünfe Blut ... Kochen sollst und hast nix ... Der ganze Krieg freut mich nimmer ..."

Dieses Bekenntnis kam kläglich genug heraus, erweckte aber nur saftige Heiterkeit. Ein baumlanger Essenholer lachte lauthals und meinte unter allgemeiner Zustimmung:

„Er will auch reden! ... Wo halb und halb in der Etappe hockt! ... Blut schwitzt er! ... Und was schwitzen dann wir vorn? ... Wenn's dir an der Gulaschspritze nicht mehr paßt, kannst du dich ja ans Maschinengewehr melden ... Da: hast meine fünf

Kübel und trag sie in Stellung! ... Ich will mit dem Schöpflöffel schon zurechtkommen ..."

Ein solcher Tausch schien aber ganz und gar nicht nach dem Geschmack Fürstners. Der Koch stieß die Schöpfkelle in den Küchenkessel und stemmte die Arme in die Hüften.

„Das lange Elend will auch was sagen! ... Wenn er umfällt, fällt er in einen andern Frontabschnitt ... Du und kochen? ... das könnte sowas geben! ... In der Etappe ist unsereins? ... Halt die Töne, Menschenskind! ... Ich bin eine Frontsau, so dreckig wie du ... Guck dir mal den Kessel da an! ... Siehst du was? ..."

Zwanzig Augen richteten sich auf die Feldküche. Sie war, wenn auch noch keine dreißig Jahre alt, ein Möbel, das sicher manchen Sturm erlebt hatte.

Soviel Aufmerksamkeit schmeichelte dem Koch.

„Also, seht ihr was? ... Nix seht ihr! ... Aber vorige Woche, am ... heut ist Freitag, zehn Tage zurück! ... am Dienstag war hier an diesem Platz meine Ablösung ... Heidner hat er geheißen ... Ein fideles Haus! ... Es ist auch in der Früh gewesen ... Der Heidner steht also da und gibt aus ... Denkt an nichts Böses und macht faule Witze! ... Auf einmal kracht es hinter ihm, dort, wo nur noch die halbe Wand steht ... Bis sich die andern besonnen haben, war's

geschehen... Der Heidner ist ohne Muck umgefallen... Und wo war sein Kopf? ... Mitten im Küchenkessel ist er geschwommen! ... Da quatscht das lange Laster von Etappe! ... Mit dem Ausgeben war's an dem Tag Essig ... Hat jeder richtig? ... Ich laß mich jetzt rasieren ..."

Von einigen Seiten wurde die Geschichte von dem Kopf im Küchenkessel bestätigt. Woran sich eine lebhafte Aussprache über die Frage schloß, ob Köche an der Feldküche zur Etappe oder zur Front zählen! Die Mehrheit der Meinungen entschied für die Front.

Neben der Feldküche, an der noch ganz erhaltenen Seitenwand, wurde der Koch rasiert.

Dieses Geschäft besorgte ein kleiner, schußliger Krankenträger, der gewissenhaft alle vorgeschriebenen Zeremonien einhielt.

Ein ausgedienter Trinkbecher diente als Rasierschüssel, warmes Wasser lieferte die Feldküche, und als Abziehriemen für das museumsreife Messer wurde ein Stück Leder von einer Sattelpacktasche benutzt.

Der Koch räkelte sich genießerisch auf der Bank, hielt die Beine weit gespreizt und trug im Rockaufschlag ein blaukariertes Küchenhandtuch, des Rasierens fast bedürftiger als der Koch, so rauh fühlte es sich an.

Die Essenholer standen in rauchender und schwatzender Gruppe um das Ereignis herum. Mancher fuhr

sich unter das Kinn und stellte den haarigen Segen fest. Die meisten hatten mehr Borsten im Gesicht, als der Rasierpinsel des Krankenträgers aufweisen konnte*.

Aus Leibeskräften rührte der Mann das warme Wasser mit dem Pinsel um. In der Hand hielt er ein daumenlanges Etwas, das leicht für ein Stück grünen Stangenkäse gelten konnte. Es war aber Seife, sollte wenigstens Seife sein.

Soviel ließ sich erkennen: Der Mann wollte Schaum schlagen. An seinem guten Willen lag es nicht, daß nur eine Masse entstand, die verwässertem Milchbrei sehr ähnlich sah und nach Talg letzter Güte roch.

Diesen Brei strich der Krankenträger dem Koch auf beide Backen. Der Brei zog lange Fäden und klebte wie Kleister in den Haaren.

Ein Schauspiel für sich war das Schärfen des Messers. Den linken Fuß auf dem einen Ende des Lederstreifens, das andere Ende in der linken Hand, raspelte der kleine Verschönerungskünstler auf und ab und begleitete jeden Strich mit einem Seufzer.

* Wenn von haarigem Segen und Bart die Rede ist, so braucht sich niemand einen wabernden Fußsack darunter vorzustellen. Schon die Gasmaske verhinderte den Vollbart. Nichts andres kommt durch das Wort „Bart" zum Ausdruck als der Zustand des schauderhaftesten Unrasiertseins.

Schließlich schien alles fertig. Da war aber inzwischen der Brei eingetrocknet und mußte neu aufgetragen werden.

Rasieren ist eine Nervenprobe, gleichgültig, ob einer es selbst macht, oder ob er es machen läßt.

Der Koch Fürstner lebte jenseits aller Nerven. Keine Wimper zuckte in dem fast kreisrunden Gesicht, das bald an einem Dutzend Stellen blutete.

Nach beendigter Marterung stand der Koch auf und strich kennerisch von Ohr zu Ohr.

„Es macht sich langsam, Kleiner ... Bloß zehnmal geschnitten! ... Das ist um fuffzig Prozent weniger ... Wie du mich das erstemal rasiert hast, war es eine Metzelsuppe ... Da laß ich mich lieber wie eine Sau brühen und dann mit der Kette die Borsten runterraspeln ... Heut war's schön! ... Man ist doch rasiert wieder ein Mensch ..."

Das mit dem „Wieder-Mensch-Sein" war eine gewagte Behauptung und gab den Essenholern Grund genug, unverstellt zu feixen. Keiner bezeugte Lust, sich unter das Messer zu begeben, obschon mancher Bart niederträchtig juckte.

Der kleine Krankenträger schwang sein Marterinstrument, das einer Folterkammer zur Zierde gereicht hätte, unternehmend, und der Koch redete den Leuten gut zu.

„Ihr schaut alle grausam aus ... Bis auf den Biegler! ... Da krieg ich eher am Knie einen Vollbart, eh dem ein Haar im Gesicht wächst ..."

Biegler lüftete die stählernen Ohrhenkel seiner Feldzugsbrille und rieb die regenbeschlagenen Gläser rein. Er lächelte sein stilles Lächeln.

Einige von der Gruppe schwankten in ihrem Entschluß, aber nur einer nahm allen Mut zusammen und setzte sich zum Rasieren auf die Bank.

Der lange Essenholer nahm seine Feldkessel auf.

„Ich geh jetzt! ... Kann kein Blut sehn! ..."

Er wandte sich zum Scheunenausgang, drehte sich aber nochmals um, weil ihm der Koch nachrief: „Zu was bist du dann nachher Soldat? ... Aber ich sag's ja: Der Ersatz wird immer schlechter ..."

Schlagfertig kam die Antwort des Langen zurück.

„Das ist wie mit dem Essen ... Früher war das auch besser! ..."

Bevor sich der Koch auf eine passende Grobheit besonnen hatte, ging der Lange schon grölend hinaus in den Regen.

Für die übrigen Essenträger war es ein Zeichen zum Aufbruch. Mancher hatte bis zu drei Stunden Weg in die Stellung, nicht der Entfernung, aber den Beschwerden nach.

Inzwischen war auch der Mutige unter ziemlichem

Blutverlust geschabt worden und schloß sich der Gruppe an.

Gleich vor der Scheune trennten sich die Wege. Die Gruppe löste sich auf. Das geschah unter derben, aber stets gutgemeinten Zurufen.

Biegler hielt sich zu einem Essenträger der Artillerieschutzstellung. Sie hatten ein Stück Weg gemeinsam. Unter dem trostlos grauen Regenhimmel trabte einer hinter dem andern her, über freies Gelände zuerst, dann durch eine schon vor Jahr und Tag geräumte Stellung, um dahinter in den Laufgraben zu tauchen.

Bieglers Kamerad hob das Gesicht in den Regen und knurrte befriedigt.

„Wir haben mächtig Schwein ... Bei dem Guß bleiben sie mit ihren Kisten daheim ... Nichts ekelhafter als diese Flieger! ... Wenn es uns nicht im Sperrfeuer erschlägt, und keiner in einem Trichter absäuft, bringen wir den Fraß heim, ohne daß die Hälfte im Dreck liegenbleibt ..."

Vor Biegler stieg das Bild des gejagten Nützel auf. Es gewann dem Regenwetter eine recht freundliche Seite ab ... Naß war man im Krieg stets, ob es regnete, oder ob die Sonne schien. Die sechs Feldkessel allein waren heiß genug, den Schweiß kräftig zu treiben.

Sie turnten den Lattenrost entlang, der auf der Gra-

bensohle lag. Der Rost war vom Regen schlüpfrig und wies meterlange Lücken auf. Aber es ging sich auf dem Rost doch sicherer. Ein Schritt daneben, und die Stiefel steckte bis zum Knie in dem sehr zähen und anhänglichen Morast. Es war nicht für alle Fälle ausgemacht, ob sich der Stiefel wieder herausziehen, oder ob er seinen Herrn treulos im Stich ließ.

Nach halbstündigem Marsch verschnauften die zwei Essenträger. Der Laufgraben verlief an diesem Punkt in drei Stränge, von denen der mittlere Hauptstrang geradeaus in die Artillerieschutzstellung wies. Die beiden Nebenstränge führten rechts und halblinks ins Trichterfeld.

Biegler lehnte neben dem Kameraden an der Grabenwand und spreizte die Füße gegen die andere Wand.

„Geh her und halt den Mantel mit drüber!... Ich will mir eine ins Gesicht stecken ..."

Einträchtig rückten sie zusammen und breiteten die Mäntel aus gegen Wind und Regen. Der vereinten Bemühung gelang das Kunststück, die Zigarette in Brand zu bringen.

Wohlig schnaubend stieß der Kamerad den Rauch durch die Nase.

„Der Sargnagel und der Schnaps!... Ohne die hätt ich längst abgehaut!... Bin bloß neugierig, wie ich mir das später wieder abgewöhnen kann!... Einmal

muß doch wieder Frieden sein ... Was meinst du, Kamerad? ..."

Biegler meinte, was alle meinten, daß der Krieg noch vor dem Winter aus sei.

Der Kanonier – erst jetzt merkte Biegler an den Aufschlägen die Waffengattung seines Begleiters – spuckte auf seine Stiefel und zog ein zweifelndes Gesicht.

„Das ist Latrine, Kamerad ... Ich bin seit Anfang beim Geschäft und kenn mich aus ... Im ersten Herbst hat es schon geheißen: Wenn das Laub von den Bäumen fällt, seid ihr wieder daheim! ... Zähl dir selber an den Fingern ab, wie oft seitdem das Laub von den Bäumen gefallen ist! ... Die Großköpfe oben hören nicht auf, solange noch ein Mann gradstehen kann ... Na, von mir aus! ... Ich hab den Krieg nicht angefangen ... Die ihn angefangen haben, sollen nur auch Schluß machen ..."

Was wollte Biegler gegen diese fest umrissene Ansicht vorbringen? Er schwieg lieber und nickte nur in seiner stets bereitwilligen Art.

Die Zigarette war zu Ende geraucht. Auch geredet schien sich der Kanonier genügend. Er kam schwerfällig auf die Beine und schlug den verrutschten Mantelkragen hoch.

„Also dann Servus, Kamerad! ... Ich geh gradaus. Mach's gut! ..."

Ein paar Minuten sah Biegler dem Kanonier nach. Die Schultern standen bald höher, bald tiefer im Graben, und die Gestalt schaukelte wie ein Boot, das sich in unruhigem Wasser selbst überlassen ist. Dann versank der Kanonier im Graben.

Der Stichgraben halblinks, an den sich Biegler nun zu halten hatte, war berüchtigt. Nur an den schlimmsten Stellen kümmerlich mit Lattenwerk bedeckt, war schon mehr als ein Mann darin bis an den Nabel versumpft und war froh gewesen, wenn er sich unter Opferung eines Stiefels oder auch des ganzen Schuhzeugs wieder herausarbeiten konnte.

Biegler bewegte sich durch eine Kette von heimtückischen Lachen, sehr vorsichtig und unter Prüfung jedes einzelnen Schrittes. Er wußte: Ein falscher Tritt, und du badest mit deinen sechs Feldkesseln in einer dieser braunen Pfützen!

Blutsauer wurde der Gang für einen Menschen von geringer körperlicher Gewandtheit. Die sechs vollen Kessel zogen bleischwer an Biegler, der bis auf die Haut durchnäßt war. Der Mantel hatte sich vollgesogen, starrte von Schmutz und war in seinem unteren Teil so hart wie Eisenblech. Jeder Schritt wurde zum Kampf mit diesem Stück Kleidung.

Brennendrot den Kopf und gänzlich ausgepumpt verhielt Biegler in einem halbwegs trockenen Grabenstück.

Die Arme stützte er auf die Knie, der Kopf lag erschöpft in den Händen.

Zwei Jahre! ... Kurze, abgerissene Bilder rollten vorbei ...

Kurt Biegler, Meisterschüler einer Malklasse, hatte sich freiwillig gemeldet ... Zweimal zurückgestellt, bei der dritten Musterung tauglich befunden ... Roch er nicht eben jetzt wieder die dumpfe Kasernenluft der Ausbildungszeit? ... Im schönsten Frühling war er eingerückt ... Als er ins Feld kam, lag das Korn geschnitten auf den Äckern ... Über ein Jahr saß er nun schon im Graben, Zeit genug, romantische Einbildungen vom Krieg an der rauhen Wirklichkeit zu berichtigen ... Was war dieses Jahr gewesen? ... Ein Wechsel von viel Lärm und wenig Ruhe, von Hunger, Durst und Schmutz, ein Vorbeidrücken am Tod, der neben jedem da vorn steht und keinen Augenblick aus der Tuchfühlung geht! ... Hatte ein gewisser Kurt Biegler sich das alles nicht ganz anders vorgestellt? ... Wo war der hinreißende Schwung des Anfangs, der auch ihn mitgerissen hatte? ... Erstickt in Blut und Sumpf! ... Der kleine Dienst offenbarte die wahre Größe: Dieses tagelange Liegen in verlausten Unterständen, dieses Schanzen zu jeder Zeit und bei jedem Wetter, dieses stumme, entsagende Ducken unter die Wirbel des Trommelfeuers, diese

ganze eintönige, wortkarge, klaglose Taglöhnerei des Kriegs.

In Vieglers Hirn spiegelten sich harte, furchige Gesichter, Augen, in die alles Entsetzen der Zeit gesunken ist ... Er spürte den Druck schwielenvoller Hände und aus diesem Druck die Gewißheit: Einer allein wäre hoffnungslos verloren in dieser Hölle ... Ertragen ließ sich dieser Krieg nur durch das gegenseitige Stützen und Heben, durch dieses selbstverständliche Einspringen des einen für den andern ...

Heiß quoll es in Kurt Viegler auf ... Der Unteroffizier und Scharf, Nützel und der Sanitäter: Das war die kleine Welt, der Kurt Viegler, angehender Kunstmaler und freiwilliger Schütze, auf Gedeih und Verderb verbunden blieb ... Kameraden! ... Kameraden! ... Ein Granateinschlag zerriß das Nachdenken. Viegler schreckte aus dem Besinnen und war schnell in die Stunde zurückgeworfen.

Noch keine Sekunde hatte das Trommeln ausgesetzt. Auffallend stark deckte das Feuer den rechten Abschnitt ein. Mitten in diesem Sturm mußte jetzt der Kamerad von der Artillerieschutzstellung sein.

Dann und wann ballten sich in der grauen Rauchwand gelblichgrüne Wölkchen, lösten sich aus dem Dunst und sanken zögernd zu Boden. Es wurde Gas geschossen. Der Regen drückte die tödlichen Ballen erdwärts.

Biegler prüfte den Wind. Der Wind kam ganz schwach aus Westen, Gefahr mithin nicht groß, aber Vorsicht trotzdem angezeigt. Das Gas strich unberechenbar. Eine Nase voll war erwischt, ehe noch Zeit blieb, die Maske hervorzuzerren.

Ein Vergnügen war es nun nicht, in der Gasmaske zu stecken. Es atmete sich sehr beengt darin, der Regen beschlug die Gläser, daß alles nur verschwommen zu sehen war, und in kürzester Zeit herrschte unter der schnauzenförmigen Röhre eine Temperatur wie in einem Glühofen.

Einmal hing es nur noch an einem Haar, ob Biegler samt seinen sechs Feldkesseln ein Schwimmbad nehmen sollte oder nicht. Mit dem linken Bein stak er schon bis an die Hüfte im Morast und dankte es nur dem Umstand, auf festen Grund zu kommen, daß alles ohne größeren Unfall abging.

Ein in seine Bestandteile zerfallener Kunstmaler erreichte schließlich die Biegung des Laufgrabens, von wo aus er noch sechzig Schritte zum Bunker hatte.

An dieser Biegung kauerte der Schütze Scharf und rauchte aus voller Lunge.

„Hurra! ... Das Bunkerkind ist da! ... Mensch! ... Aller Augen warten auf dich! ... Und der Fraß? ... Alle sechs Kübel? ... Du taugst in unsern Verein, Biegler ... Allerhand Achtung vor einem Freiwilli-

gen! ... Die lederne Verdienstschnalle ist dir sicher ... Her mit den Kübeln! ..."

Im Nu war Scharf Herr der sechs Feldkessel. Biegler nahm die Gasmaske ab und schnappte Luft. Dicker Schweiß perlte ihm von der Stirn, doch hinter dem Schweiß stand schon sein stilles, dankbares Lächeln.

„Verschnauf dich, Professor! ... Auf die fünf Minuten kommt es nimmer an ..."

Scharf nahm den Deckel von einem Feldkessel, beschaute mißtrauisch den Inhalt und roch hinein, um sicher zu gehen. Die Prüfung stellte ihn zufrieden und lockte ein zufriedenes Schmunzeln hervor.

Der Empfang im Bunker war lebhaft. Schmalz und Nützel drückten dem Freiwilligen wohl ein halbes dutzendmal die Hände.

„Schön gemacht, Biegler! ... Bei dem Wetter alle Kessel heimbringen und nicht einmal in den Dreck fallen, ist sogar für einen alten Veteranen allerhand ..."

Schmalz sagte es in herzlichem Ton.

Aus dem Hintergrund, wo der Sanitäter mit dem Bauchschuß beschäftigt war, drang die Stimme Hiesingers.

„Heil und Sieg, Professor! ... Was hätten wir denn zu futtern? ..."

Scharf schwenkte einen Kessel und trompetete los, als

hätte er das Hallelujah in einem Kirchenchor zu singen.
„Rat mal, Schnaps! ...“
Der Sanitätsgefreite trat näher, beschnupperte den Kessel und zog die Stirn in Denkerfalten.
„Drahtverhau? ...“
Scharf schüttelte den Kopf.
„Blauer Heinerich? ...“
„Wieder falsch geraten, Hiesinger! ...“
Länger wollte Scharf den Gefreiten nicht auf die Folter spannen.
„Linsen, Mensch! ... Denk bloß: Linsen und ganz dick! ...“
Wenn es ein verklärtes Leuchten gibt, das über ein menschliches Antlitz ziehen kann, so war es der Ausdruck in den Mienen Hiesingers.
„Linsen!?! ... Linsen hat er gebracht! ... Ja, ist denn der Biegler das Christkind? ...“
In das geruhsame Schmatzen und Kauen stöhnte es. Der Bauchschuß sah heißhungrig zu den Essern her.

Der Bunker beißt. Einer geht hinüber

Gegen Mittag verdoppelte sich die Beschießung. Rund um den Bunker tanzten Einschläge. Der halbhelle Raum schwankte in einem Erdbeben.

Unteroffizier Schmalz hatte seinen Posten am Gewehrstand und beobachtete aufmerksam durch sein Zeißglas.

Der Angriff war im Nachbarabschnitt rechts bereits im Rollen. Hinter der Feuerwalze wurden die flachen Stahlhelme der Angreifer sichtbar. In langer Reihe zu einem schoben sich die Kolonnen ins Trichterfeld.

Vor und zwischen den Kolonnen krochen Tanks. Plump und doch beweglich fraßen sich die Stahlraupen ins Gelände, malmten auf ihrem Weg alles in Grund und Boden und brachen den Stürmern Gasse.

Einem kaum noch kenntlichen Straßenband folgte ein ganzes Rudel von Tanks.

„Eins – zwei – drei – vier – fünf! . . .", zählte der Unteroffizier und richtete den Zeiß schärfer auf das Rudel.

Die Tanks kletterten durch Trichter und über Erdfalten, standen bald vorn, bald hinten hoch wie Dampfer auf schwerer See und feuerten aus allen Schlitzen.

Plötzlich spie der vorderste Tank eine Stichflamme aus und brannte lichterloh. Ein zweiter bäumte wie ein scheuendes Pferd, bockte noch einmal nach hinten aus und kippte dann halb um. Der Rest machte kehrt und brach ins rückwärtige Gelände aus.

In einem Trichterstreifen brodelte schon Nahkampf. Bald tauchten flache, bald gewölbte Stahlhelme auf, verknäulten sich und sanken in die Erde.

Um einen Trichter mußte es besonders heiß hergehen. Dieser Trichter lag vielleicht 800 Meter rechts seitwärts auf einer Bodenschwelle und überhöhte das andere Gelände kaum merkbar. Doch in dieser tischebenen Fläche bedeuteten fünf Meter bereits einen Hügel und fünfundzwanzig Meter einen Berg.

Von drei Seiten brandete der Sturm gegen den Trichter und schloß ihn halbmondförmig ab. Die Besatzung wehrte sich wütend und wetterte Angriff auf Angriff ab. Wenn sich der Vorhang aus Stahl, Rauch und Regen lüftete, konnte der Unteroffizier sogar Einzelheiten des Gefechts unterscheiden.

Dem heftigen Widerstand nach barg der Trichter wohl ein Nest von Maschinengewehren. Diese Gewehre kämmten ihren Feuerbereich nach drei Richtungen und hefteten die Stürmer immer wieder an den Boden.

Wirksamer noch als dieser Feuerriegel erwies sich im Bremsen des Angriffs ein irgendwo versteckter Beton-

Klotz. Diese Pillenbüchse schoß unbarmherzig in Flanke und Rücken des Angriffs und peitschte die Stürmer zurück.

Der Unteroffizier schaute sich schier die Augen aus dem Kopf, konnte aber den Standort des Bunkers nicht entdecken, so gänzlich täuschend war die Pillenbüchse dem Gelände eingepaßt.

Drüben, wo sie die Wirkung des Bunkers fürchterlich erfahren mußten, tastete die Artillerie das Gelände ab nach dem hinderlichen Klotz und pflügte mit allen Geschützen den vermutlichen Standort.

Sobald dann die Stürmer aber zu neuem Sprung aufstanden, begann der Wind des Todes wieder eiskalt aus dieser Ecke zu blasen.

Wie der Magnet die Eisenspäne, so zog dieser höllische Trichter die Kräfte hüben und drüben auf sich. Durch die Sperrfeuer, das eigene und das fremde, tropften die Bereitschaften im Kampfraum und wurden sofort vom Strudel verschlungen.

Irrsinnig tanzte der Tod immer auf der gleichen Stelle, stundenlang, tagelang ...

Der Unteroffizier kannte dieses Bild gut. Oft genug hatte er es erlebt. Er richtete das Glas auf die Gegend unmittelbar vor und links vom Bunker, konnte nichts von einem Angriff bemerken und rief in den Bunker hinein:

„Da rechts drüben geht's lausig her! ... Scharf ... Lös mich auf eine halbe Stunde ab! ..."

Nichts hätte Scharf lieber gehört. Beobachten war ihm ein Sport wie andern Menschen das Turnen oder Schwimmen.

Schmalz unterwies ihn kurz über die Lage und wechselte dann seinen Platz mit der Ablösung.

Leutnant Göbel war schon seit zwei Stunden wieder von seiner Ohnmacht frei und bei klarem Bewußtsein. Er lag, den Kopf in die rechte Hand gestützt, auf der Pritsche und hörte zum sechsten Male den Bericht des Sanitätsgefreiten über die Bergung an. Linsen hatte er auch schon gegessen, weil Hiesinger einfach darauf bestand, daß ein Fußverletzter – das Wort „Fuß" betonte Hiesinger ausdrücklich! – essen müßte, wo und wie er nur etwas kriegen könnte. Außerdem hatte es den Leutnant ehrlich gehungert. Einen andern Grund, Linsen zu essen, braucht es aber nicht.

Der Leutnant, ein schmächtiger Mann Anfang der Dreißig, war keine auffallende Erscheinung. Nur die klugen und gütigen Augen liehen dem Gesicht einen Reiz, der die herbe, bartlose Kargheit verschönte. Jetzt zeigte dieses Gesicht einen Zug von gewaltsam unterdrücktem Schmerz. Die Augen gingen hastig und glänzten unruhig.

Hiesinger, eine immer sachliche Natur, erkannte diese

Anzeichen des Wundfiebers und hielt nicht hinterm Berg mit dieser Wahrnehmung.

„Herr Leutnant wird vielleicht Fieber bekommen ... Es muß nicht sein, kann aber sein! ... Für solche Fälle ist Vorbeugen gut ... Ich für meinen Teil trinke da Schnaps, viel Schnaps, und wenn's nicht gleich hilft, noch mehr Schnaps ... Wem's hilft, dem schadet's nix ... Bloß kann's nicht jeder vertragen. Es hat aber noch ein andres Mittel ..."

Das andere Mittel kramte Hiesinger geschäftig aus seinem Sanitätskasten. Es war das unvermeidliche Aspirin, jenes Allerweltsheilmittel des Soldaten, das stets und ständig angewendet wurde, ob es sich um Durchfall handelte oder um irgendeine Wunde zwischen Wirbel und Zehe.

Leutnant Göbel lächelte. Ob über das andere Mittel oder über den Eifer des ganz in seinem Fach aufgehenden Sanitäters, blieb zweifelhaft. Die zwei Aspirintäfelchen schluckte er aber gehorsam.

Unteroffizier Schmalz meldete dem Leutnant Lage und Auftrag des Bunkers 17. Er tat es in knapper, soldatischer Art. Der Leutnant hörte sehr aufmerksam zu, fragte nach Einzelheiten und hatte schnell den besten Eindruck von dem tüchtigen und klaren Wesen des Bunkerführers. Schmalz stand in disziplinierter und dabei doch nicht verkrampfter Haltung vor der Pritsche

und wußte auf jede Frage des Leutnants eine handfeste Auskunft.

Leutnant Göbel besaß die Gabe des richtigen Umgangs mit der Mannschaft. So knapp und bestimmt er sich ausdrückte, war der Ton doch weder schroff noch überheblich.

Dem Infanteristen Schramm, der zum Unteroffizier getreten war und in holprig herzlichen Worten seine Freude über die Bergung kundtat, schüttelte Leutnant Göbel kräftig die Hand. Dieses Händeschütteln enthielt unter Männern genügend Anerkennung und ehrte den Landser wie den Leutnant.

Ein dumpfer Schlag machte den Bunker wanken. Nützel, der auf einem Munitionskasten döste, fiel von seinem Ruhesitz und saß sehr erstaunt auf dem Boden, ehe er sich's versah.

Vom Gewehrstand rief Scharf herüber.

„Weiter nichts von Bedeutung! ... Ein Zwölfer oder Fuffzehner ist aufs Dach gefallen ... Das hält aber noch ganz andre Brocken aus ..."

Da kein zweiter Aufschlag folgte, konnte es sich wohl um einen Zufallstreffer handeln, nicht um einen gezielten Schuß.

Trotzdem stieg der Unteroffizier dem Sanitätsgefreiten auf die Schultern und untersuchte die Decke. Von einer Schußwirkung war nichts zu bemerken.

„Wenn außen auch nichts zu merken ist, sind wir wieder einmal gut weggekommen ... Aufgesprengter Beton glänzt nämlich und ist von sehr weit her zu sehen und anzuvisieren ..."

Diese sachgemäße Darlegung des Unteroffiziers weckte gemischte Empfindungen. Nützel und Schramm erboten sich sofort zum Nachschauen, aber Schmalz wehrte ab.

„Was denn nachschaun? ... Daß die drüben euch sehn und sich ihren Vers drauf reimen! ... Wollt ihr unser Loch mit Gewalt verraten? ... Das mit dem Glänzen braucht ihr nicht gleich wortwörtlich nehmen ... Seit wann glänzt denn was, wenn es regnet? ... Bis die Sonne wieder scheint, schmeißen sie uns genügend Dreck aufs Dach, daß es aus ist mit dem Glänzen ... Bleibt nur hübsch herin, Kinder. Es ist doch ganz gemütlich hier ..."

Hiesinger, der jeden Gesprächsfaden aufnehmen und weiterspinnen mußte, nützte auch diesen Anlaß aus. Sicher hatte der Sanitätsgefreite schon gleich bei seiner Geburt die überraschte Welt mit einer Ansprache begrüßt. Er nahm die ewige Zigarette aus dem Mund und drehte sie zwischen Daumen und Zeigefinger.

„Also, da hat der Korporal wieder recht ... Bei Fertuhn sind wir dreißig Stunden im Unterstand nach allen Regeln der Kunst befunkt worden ... Und

warum? ... Weil einer seinen Dickschädel nicht herinlassen konnte! ..."

Gern hätte Hiesinger die Sache mit dem Dickschädel breiter ausgewalzt. Er wurde in seinem Redefluß aber gehemmt durch das Stöhnen des Bauchschusses.

Der Mann lag noch in der gleichen Stellung, die ihm der Sanitäter gegeben hatte. Ein Bärenkerl war es, athletisch gebaut und von solcher Größe, daß die Beine bis halb an die Waden über die Pritsche hinausstanden. Das Gesicht war wie versumpft und zeigte grüngraue Flecken um die Augenknochen, sichere Zeichen des nicht mehr aufzuhaltenden Verfalls. Zwischen diese sumpfigen Flecken waren Augen von schwer bestimmbarer Farbe tief eingebettet, Augen, die sich vom Lichte zurückzogen, zögernd und langsam wie Teiche, die austrocknen müssen.

Nicht Schmerz von der Wunde her ließ den Mann tief aufstöhnen.

„Durst, Sanitäter! ... Durst! ... Gib mir zu saufen! ... Sonst hol ich mir selber was ..."

Hiesinger wußte genau: Der Mann verlangte jetzt seinen sicheren Tod! Trinken oder Essen bei einer solchen Verletzung hieß einfach, das Leben aufgeben.

Die Nerven sind nicht mehr reizbar, was Leben und Tod anlangt, wenn einem schon drei Dutzend Menschen unter der Hand geblieben sind.

Blitzschnell und doch in aller Ruhe überlegte Hiesinger: Wie lang konnte es der Mann noch machen? ... Höchstens einige Stunden! ... Fieber war nicht da ... Der Körper gab also jedes Widerstreben bereits auf ... Zurückschaffen? ... Vor Einbruch der Dunkelheit ausgeschlossen und dann totsicher überflüssig .. Warum sollte der Mann also nicht trinken? ... Jeder hat schließlich einen letzten Wunsch, der ihm nicht versagt werden darf.

Der Sanitätsgefreite war mit sich und seinem Gewissen im reinen. Er nahm die Hand des Verwundeten.

„Trinken willst du? ... Aber mach mir bloß hinterher keinen Vorwurf! ... Du kennst dich doch aus? ..."

Der Bauchschuß nickte gelassen, den Blick fest auf den Sanitäter gerichtet.

Hiesinger erwiderte diesen Blick genau so fest und gelassen.

„Schön, Kamerad! ... Sollst zu trinken haben! ... Nur Schnaps oder nur Wasser? ... Trink eine richtige Mischung aus Wasser und Schnaps, wenn du mir folgst! ..."

Wieder nickte der Bauchschuß nur.

Im Deckel eines Feldkessels brachte der Sanitäter die empfohlene Mischung. Es verschlug weder ihm noch dem Verwundeten etwas, daß in dem Trunk Reste von Linsen schwammen. Wer wird auch so heikel sein!

Der Bauchschuß trank ohne Eile, mit bedachtem Genuß und ließ auch nicht den winzigsten Tropfen von dem Gebräu umkommen. Dann stemmte er den Oberkörper hoch und bat um eine Zigarette.

Vier Hände streckten sich ihm zugleich entgegen. Biegler, Nützel, der Sanitäter und auch der Leutnant reichten Zigaretten hin. Der Unteroffizier konnte sich an diesem Liebeswerk nicht beteiligen. Er rauchte nur Pfeife.

Die vier Angebote waren dem Bauchschuß keineswegs zuviel. Er nahm alle Zigaretten, stapelte sie neben sich auf und griff einen Glimmstengel unparteiisch heraus, den er an der Zigarette Hiesingers anschmauchte. Mit einer Andacht, als wüßte er tief um den Wert letzter Lebensgeschenke, blies der Mann den Rauch vor sich hin und starrte hinter den blauen Wölkchen her.

Niemand sprach ein Wort. Es ging eine drückende Stille im Bunker um, und in dieser Stille ein Ahnen von Grab und Verwesung. Atemholen und Atemlassen waren außer den leisen Lippenlauten des Rauchens die einzigen Geräusche. Dazu der Widerhall des Kampflärms, dumpf und drohend wie das Tosen eines fernen Wasserfalls.

Wer kennt diese Augenblicke nicht, da alles Leben aus uns geronnen scheint, und der Mensch sich fühlt als leckes Schiff, das untergehen muß?

Selbst Hiesinger, der sich sonst jede Bedrängnis vom Leib redete, unterlag der Macht dieser Stimmung und schwieg. Er guckte trübselig zu Nützel hin, fand in dessen Gesicht aber nur einen grimmigen Ausdruck von Ergriffensein und flüchtete mit dem Blick zu Biegler. Der Kriegsfreiwillige schaute hinter seiner Brille hervor wie ein Kind, dem ein uraltes Märchen erzählt wird. Der Unteroffizier hielt die Pfeife schief im Mund und paffte hingebend.

Da scheuchte ein lauter Ruf die Andacht ins Nichts. Scharf hatte sich am Gewehrstand umgedreht, fuchtelte heftig in der Luft herum und schrie in den Bunker hinein:

„Sie kommen! ... Sie kommen!" ...

Zwei Sätze über die fünf Knüppelstufen zum Gewehrstand, und der Unteroffizier kauerte neben dem Sehschlitz.

Achtzig Schritt vor dem Bunker tastete sich die Kolonne vor, Mann hinter Mann in Reihe zu einem, Front halblinks am Bunker vorbei.

Die Stunde des Auftrags hatte geschlagen.

Vor dem Unteroffizier standen die Worte des Befehls: „Feuer nur gegen Massenziele nach vorwärts und halb links!"

Hell klang die Stimme des Bunkerführers.

„Alles fertigmachen! ... Scharf zu mir! ... Biegler

an die Munition! ... Nützel mit Handgranaten ans Bunkerloch! ... Gewehr feuerbereit! ..."

Es lief wie ein Uhrwerk. Scharf hatte das Gewehr mit drei Griffen feuerbereit und stand breitbeinig hinter Korn und Kimme. Der Kriegsfreiwillige schleppte den nächsten Munitionskasten zum Gewehrstand, riß den Deckel auf und holte zwei Geschoßgurte heraus. Der Unteroffizier drückte den Daumen abwärts, ein Signal, das der Gewehrschütze Scharf sofort verstand.

Tak-tak-tak! ... Taktak-taktak! ... Taktaktak! ...

Das gereizte Stottern des Maschinengewehrs hallte aufreizend durch den Bunker.

Wie Hagelschlag in ein reifes Kornfeld klapperte das Strichfeuer in die Kolonne und mähte Mann neben Mann. Die Sturmreihe zersprang wie eine Kette und fiel in lauter Einzelglieder auseinander.

Gegenfeuer schlug unsicher herüber. Es war viel zu hoch gezielt, um Schaden zu tun.

Unteroffizier Schmalz nahm den Zeiß von den Augen. „Die sind fertig!... Fragt sich bloß, ob sie uns heraushaben? ... Wir werden ja gleich sehen ... Feuerpause, Scharf! ... Auf einzelne Leute wird nicht gehalten ... Und wenn einer mit der Nase am Bunker anstößt ..."

Scharf gab den Hebel frei, ohne seine Stellung zu ändern. Breitbeinig blieb er hinter das Gewehr gebückt.

Drüben löste sich ein flacher Stahlhelm vom Boden und rückte zentimeterweise hoch, bis Kopf und Brustansatz des Späḧers zu sehen war.
Schmalz nahm den Mann ins Feldglas. Er sah in ein junges, erschrockenes Gesicht, braun von Wind und Wetter und jetzt auch schmierig von der klebrigen Regenerde.
Der Mann drehte vorsichtig den Kopf von der Richtung des Bunkers ab nach links. Dort wurde heftig geschossen.
Weit in dünne Schleier ausgezogen, drei, vier Wellen hintereinander, rannten sie in Angriff und Abwehr über das Trichterfeld. Die Artilleristen paukten hüben wie drüben die höchsten Wirbel mitten in die Linien hinein. Keine drei Schritt links vom Bunker knickte einer in vollem Lauf nach vorn und stürzte auf das Gesicht. Brustschuß! Etwas weiter links warf einer die Arme hoch und brach nach rückwärts um. Kopftreffer!
Die Sturmkolonne gegenüber füllte sich auf. Rasendes Sperrfeuer sprang zwischen die Kolonne und den Bunker und schnitt jede Sicht ab. Langsam stampfte die Feuerwalze vorüber, und als sie hinter dem Bunker tobte, erblickten Schmalz und Scharf die Sturmreihe in dichtgedrängtem Vorgehen, Front noch stärker nach links gedreht als beim ersten Angriff. Flanke und Rücken lagen dem Maschinengewehr völlig bloß.

Ein Wink des Unteroffiziers! ... Scharf drückte, daß der Daumen schmerzte, und legte Geschoßgurt nach Geschoßgurt ein, die Biegler bereithielt.

Vorn, links und rückwärts beschossen, flüchtete die Kolonne den nächsten Trichtern zu. Der halbe Bestand blieb tot oder verwundet liegen.

Scharf fluchte halblaut. Er hatte im schnellsten Feuer eine Ladehemmung gehabt und war in seinem Eifer, den Schaden zu beheben, an den glühheißen Lauf getappt. Deshalb fluchte er und schlenkerte die rechte Hand, wo Daumen und Zeigefinger hübsche Brandblasen hatten.

„Alter Depp!" schimpfte er sich selber aus. „Am M.G. groß geworden und immer noch saudumm!" ...

Nützel kam gehastet.

„Korporal! ... Sie sind in unserm Laufgraben ... Mindestens ein Zug mit zwei Maschinengewehren! ... Bei der Knickung ist ein Gewehr eingebuddelt! ..."

Das war eine böse Meldung. Wie sollten sie aus dem Bunker kommen, wenn es Zeit zur Räumung war? Auf welchem Weg war das Essen hereinzubringen? Der Unteroffizier biß auf die Lippen.

„Das ist dumm! ... Aber zu machen ist vorerst auch nichts. Die Unsern kommen ja doch vor und werfen die Brüder hinaus ... Hoffen wir es wenigstens ..."

Schmalz besprach sich mit dem Leutnant. Der Leut-

nant war auch dafür, zunächst nichts zu unternehmen und in Ruhe abzuwarten. Nur sollte der Posten am Bunkerloch etwas vorgeschoben und verdoppelt werden.

Schramm und Nützel zogen mit Handgranaten los, nachdem sie der Leutnant dringend ermahnt hatte, jede Bewegung im Laufgraben zu verfolgen, sich selbst unsichtbar zu halten und jedes Anzeichen von Gefahr sofort im Bunker zu melden.

Der Bunker kam diesen Nachmittag noch zweimal zum Schuß. Stets mit verheerender Wirkung!

Am Abend gab es trotzdem bedrückte Gesichter.

Der Laufgraben war noch immer besetzt.

Nur ein Gesicht war sorgenlos und voller Frieden.

Der Bauchschuß hatte ausgelebt.

Die letzte Zigarette hing halb aufgeraucht zwischen den Fingern.

Es mußte ein leichter Tod gewesen sein, denn die Hand mit der Zigarette war auf die Brust gesunken, wie ein müdes Blatt auf die herbstliche Erde sinkt.

Ehe sie verlöschte, hatte die Zigarette ein kreisrundes Loch in den Waffenrock gebrannt, dicht über dem Herzen des toten Mannes.

Geglückter Tarock – mißglückter Ausfall!

Kein Zweifel mehr: Bunker 17 war abgeschnitten, aber er war noch nicht aufgespürt.

Nützel hatte richtig gemeldet. Noch in der Nacht erkundete der Unteroffizier Schmalz mit Biegler und Scharf die Lage. Bis auf fünf Meter waren sie an das Knie im Laufgraben gekrochen, dicht vor das dort eingebuddelte Maschinengewehr. Einen Augenblick erwog der Unteroffizier den verwegenen Plan, dieses Gewehr zu sprengen. Drei Handgranaten als geballte Ladung schafften es. Was aber dann? Schmalz gab den Plan auf und horchte weiter nach dem Klirren der Schaufeln und Spaten. Sie vertieften den Graben und verstärkten ihn behelfsmäßig. Auf einer Breite von zwanzig Meter, soweit sich das in der Nacht schätzen ließ, war auch schon ein Schnellhindernis ausgeworfen.

Nach einer Stunde kehrten die Späher wieder in die Pillenbüchse heim.

Der Regen dauerte noch immer an.

Leutnant Göbel war eingeschlafen und mußte einen gesegneten Schlaf tun, denn neben der Pritsche spielten Hiesinger, Nützel und Schramm einen Tarock, wobei es wie bei einem Pferdekauf zuging.

Das große Wort führte Hiesinger. Der Sanitätsgefreite hielt sich für einen ausgemachten Schlauberger im Tarock und demgemäß seine Mitspieler für Schafsköpfe. Diesmal war Schramm an der Reihe, belehrt zu werden.

„Menschenskind!... Wo hast du tarocken gelernt?... Bei mir nicht, sonst tät ich dir das Lehrgeld auf der Stelle zurückzahlen!... In der Vorhand spielt er eine Farbe an, wo ich in Mittelhand den Zehner zu zweit hab!... Das verstößt doch schon gegen den Fahneneid ..."

Nun gibt es Spieler, die es gar nicht schätzen, wenn im Spiel geredet wird. Zu dieser Art gehörte Nützel.

„Halt keine Ansprachen, Schnaps!... Bei dir müssen sie auch einmal das Maul extra totschlagen ... Sonst plapperst du noch im Massengrab ...

So arg unrecht hatte Nützel mit dieser Glosse nicht. Aber eben darum wurmte sie den Sanitäter.

„Na!... Ein Wort wird man wohl noch reden dürfen ... Du hast dein Maul freilich bloß zum Futtern und zum Rauchen ..."

Aus dieser Behauptung Hiesingers entwickelte sich ein Zungengefecht. Der feine Ton kam dabei etwas ins Gedränge, was aber die Freundschaft weiter nicht störte.

Schramm, dem eigentlich die Belehrung zugedacht

war, hatte sich um Hiesingers Eifer nicht im mindesten gekümmert. Er grinste nur und hieb jetzt derb auf den Kistendeckel.

„Wollt ihr streiten, oder wollen wir spielen? ... Der Sanitäter redet viel, wenn der Tag lang ist ... Ich hab aber dafür zwei Ohren ...“

Der Tarock ging weiter unter vielem Fluchen, Kopfkratzen und kleinen Versuchen, zu mogeln.

Als der Sanitäter ein großes Spiel verlor, führte er darüber eine Szene auf, die seine Begabung zum Heldenvater außer allen Zweifel setzte. Erst sah er ganz verblüfft die Mitspieler an, dann zählte er seine Stiche dreimal nach und geriet in ein immer schnelleres Kopfschütteln. Das Spiel war und blieb mit elf Augen verloren. Worauf der Gefreite einen Seufzer zum besten gab, der aus der großen Zehe aufstieg, und die Hände über dem Kopf zusammenschlug wie einer, dem sie das Haus angezündet haben.

Dieses Händeringen fiel etwas zu lebhaft aus. Hiesingers Hände stießen an einen harten Gegenstand, den sie wegschieben wollten. Es waren aber die Stiefel des Toten. Steif streckte sich der stille Kiebitz auf der Pritsche. Eine Zeltbahn verhüllte das Gesicht.

Diese Begegnung ernüchterte den verzweifelten Sanitäter. Stummer Hohn sprach da von ganz andern Verlusten, als es der Verlust eines Grünsolos ist.

An Aufhören dachte trotzdem keiner. Schramm stupfte den Sanitätsgefreiten.

„Mach weiter, Schnaps! ... Die Nacht geht rum ... Es wird auch bei dir wieder anders ... So bombenfest, wie du geglaubt hast, war das Solo übrigens gar nicht ..."

War Hiesinger nun doch aus dem Gleis gebracht, oder wollte er das Glück zwingen: Er saß auf einmal in einem schauderhaften Pech und zahlte jedes Spiel. Schramm und Nützel feierten auch dieses Fest, wie es fiel, und rechneten vergnügt aus, wie der Gewinn beim Marketender und in der Kantine anzulegen sei. Für drei Mark fuffzig, sagte sich Nützel, baust du einen Abend zusammen, der dich wieder einmal richtig aufpulvert. Und das Schönste: Der Sanitäter zahlte den Jux.

Die Laune Hiesingers wurde durch die Pechsträhne nicht besser. Es ist eine schwere Kunst, mit Anstand zu verlieren. Der Sanitätsgefreite hatte sie nicht heraus.

„Hat der Teufel schon die Kuh geholt, dann soll er auch den Strick noch holen ... Ich will's euch zeigen ..."

Zeigen konnte Hiesinger aber nur, daß sich im Spiel nichts erzwingen läßt. Er verlor und verlor, was er auch ansagte und haderte mit Gott und der Welt in recht unsanften Ausdrücken.

Über dem Radau wachte Leutnant Göbel auf. Er rieb die Augen und besann sich erst eine Weile, wo er eigentlich war. Dann zog er seine Uhr zu Rate, die er in einem Lederband am rechten Handgelenk trug. Die mattleuchtenden Zeiger wiesen 3.35 morgens. Fast fünf Stunden hatte er demnach geschlafen und fühlte sich auch frisch und gekräftigt. Bei einer hastigen Wendung brannte es aber in der Hüfte wie Feuer und mahnte den Leutnant an seinen Schenkelschuß.

Der Unteroffizier erstattete Bericht über die nächtliche Erkundung.

„Wir sind in der Falle, Herr Leutnant ... Die Trichter vor und links von uns sind besetzt ... Das wäre weiter noch nicht schlimm ... Aber sie hocken auch im Laufgraben ... Fünfzig Meter rechts vom Bunker ist ein Maschinengewehr eingebaut ..."

Diese letzte Meldung gefiel dem Leutnant gar nicht. Auch die Spieler, die bisher unbekümmert weitergedroschen hatten, machten Pause und horchten auf. Leutnant Göbel knabberte an einem Daumennagel.

„Das ist eine verdammte Sache, Unteroffizier! ... Tun läßt sich aber vorläufig nichts ... Ich rechne aber stark mit unserm Gegenangriff ..."

Als hätte es nur dieses Stichwort gebraucht, platzte der Freiwillige Biegler in die Spannung. Er war

Posten am Bunkerloch. Biegler wandte sich an den Unteroffizier. Den Leutnant sah er gar nicht erst.
„Unsre greifen an! ... Sie sind höchstens noch zwanzig Schritt hinter dem Bunker ..."
Ohne seiner Verletzung zu achten, sprang Leutnant Göbel auf. Er knickte auf dem linken Fuß ein und hielt sich an der Pritsche fest. Eine harte Linie sprang von der Nasenwurzel zu den Mundwinkeln.
„Jetzt oder nie, Leute! ... Wenn wir noch einmal aus dem Loch kommen wollen, haben wir in diesem Augenblick vielleicht die letzte Chance... Unteroffizier, nehmen Sie alle Leute zusammen!... Bis auf einen, der an unserm Gewehr bleibt!... Sie wissen: Das eingebaute Maschinengewehr im Laufgraben!... Es muß verschwinden ..."
Schmalz dachte an seinen Plan aus der Nacht vorher. Jetzt war die Ausführung nicht nur möglich, sie war verlockend und notwendig. Er beließ Scharf am Gewehr und wollte Nützel zur Unterstützung Scharfs bestimmen. Der Leutnant kommandierte jedoch sich selbst zu dieser Unterstützung. Die paar Schritte müßte es eben gehen. Jeder sah, daß sich Leutnant Göbel nur unter Aufgebot aller Kraft auf den Beinen hielt.
Der Unteroffizier teilte seine Mannschaft ein. Er und Nützel sollten voraus, Schramm und Biegler dichtauf folgen. Jeder versah sich reichlich mit Handgrana-

ten, Nützel und der Unteroffizier auch mit je einer geballten Ladung.

Draußen herrschte diesige Dämmerung, jenes Unentschieden zwischen Nacht und Tag, das jedem Sonnenaufgang vorausgeht. Feiner, feuchter Dunst nebelte um die Dinge und lockerte jeden scharfen Umriß.

Der deutsche Gegenangriff war in zähem Fluß. Wütendes Feuer aus Geschütz und Gewehr hemmte ihn. An zwei, drei Stellen stiegen aus der deutschen Linie grüne Raketen hoch, ein Zeichen, daß die eigene Artillerie hinter dem Sturm herhinkte und das Vorgehen durch zu kurzes Feuer abriegelte.

In der Höhe des Bunkers stockte der Angriff ganz. Das Maschinengewehr im Laufgraben!... Es fächerte den Raum auf hundert Meter Breite ab und verschloß selbst die engste Lücke zum Durchschlüpfen.

Unteroffizier Schmalz war an der Spitze seines kleinen Stoßtrupps aus dem Bunker gekrochen und verhielt nun auf halbem Weg. Neben ihm preßte sich Nützel hart an die andere Grabenwand. Schramm und Biegler folgten so dicht aufgeschlossen, daß ihre Nasenspitzen an die Absätze von Schmalz und Nützel stießen.

Eintönig leierte das Maschinengewehr aus dem Laufgraben. Höchstens zwanzig Meter war die Entfernung bis zu seinem Standort. Köpfe und Schultern der beiden Schützen hinter dem Gewehr waren deutlich zu er-

kennen. Sie kehrten fast den Rücken her und hatten nur Augen für das Geschehen vor ihnen.
Nur den Bruchteil einer Sekunde dachte der Unteroffizier nach. Alles hing ab von der schnellen Überrumplung. Das Maschinengewehr mußte erledigt sein, bevor es in die neue Richtung schwenken konnte.
Ein Augenwinken zu Nützel, ein Zeichen der rückwärts gestreckten Hand, und lautlos stürzte der Stoßtrupp auf das Maschinengewehr los.
Fünf Meter vor dem Knie des Laufgrabens schleuderte der Unteroffizier die erste Handgranate.
Wenn einer halbzölliges Blech von oben bis unten durchreißt, mag ein ähnlich kreischender Ton entstehen.
Der Granate des Unteroffiziers folgte sofort ein Wurf Nützels, sehr gut berechnet und haarscharf neben dem Maschinengewehr einschlagend. Die geballten Ladungen vollendeten den Handstreich.
Das Maschinengewehr schwieg.
Neben Nützel und dem Unteroffizier erschienen feldgraue Gestalten. Sie hatten den Augenblick erfaßt und rannten atemlos dem Laufgraben zu.
Dort war alles in Verwirrung. Der plötzliche Überfall von der Seite kam zu rasch und unerwartet und dazu aus einer Richtung, die Widerstand beinah aussichtslos machte.

Mit einem Sprung waren Nützel und der Unteroffizier am verstummten Maschinengewehr. Halb ausgeschossen hing noch der Geschoßgurt in der Führung. Ein rascher Blick, drei, vier sachkundige Griffe – das Gewehr war herumgerissen und spie den schnurgeraden Laufgraben entlang. Halten war hier nicht mehr möglich. Was von der Besatzung fliehen konnte, floh Hals über Kopf. Was liegenblieb, war tot oder verwundet.

Der Stoßtrupp vom Bunker 17 richtete sich im Laufgraben ein. Nützel legte sich hinter das erbeutete Gewehr, das nun zur Feindseite gedreht war.

Unteroffizier Schmalz schneuzte sich gründlich.

„Das hätten wir geschafft, Männer!... Keine drei Minuten hat's gedauert... Nun heißt es aber, die Lage ausnützen!... Schramm geht in den Bunker und meldet sich beim Leutnant zum Essenfassen ab!... Nimm nur alle Freßkober mit, die bei der Hand sind!..."

Diese Anordnung fand Nützel vortrefflich. Er munterte den neben ihm liegenden Schramm zur Eile an.

Diese Eile war auch geboten, denn drüben hatten sie sich von der Überraschung erholt.

Verdammt gut gezielt, schlug Vergeltungsfeuer herüber. Aus dem nächsten Trichter kam ein recht verdächtiger Abschuß.

Der Unteroffizier schaute scharf hin. Mit beinah gutmütigem Gurgeln schraubte sich ein dunkles Ding in die Luft, wackelte auf dem erreichten Scheitelpunkt ein paar Male hin und her, als müßte es sich auf etwas besinnen, und stürzte dann pfeilschnell aus der Höhe. Ein betäubendes Krachen und ein mächtiges Loch an der Einschlagstelle waren die letzten Wirkungen.

„Eine Flügelmine!" krähte Nützel dem Unteroffizier hinüber. Der Unteroffizier runzelte die Stirn zu der wenig angenehmen Überraschung. Es blieb aber wenig Zeit für Stirnrunzeln und ähnlich geistige Vergnügungen.

Mit jedem Schuß wurde das Minenfeuer aus dem Trichter lästiger. Auf die Viertelstunde war auszurechnen, wann der Graben vor diesem heimtückischen Feuer geräumt werden mußte. Heimtückisch und hinterhältig: So hieß das allgemeine Urteil über das Minenschießen!

So ein Blechkübel von Mannslänge schunkelte spaßhaft gurgelnd bis zu einer bestimmten Höhe. Dem Aufstieg mit bloßem Auge zu folgen, war gar nicht schwer. Dann aber wurde es lebensgefährlicher, als es sonst im Kriege zu sein pflegt. Das Wackeln auf dem erreichten Scheitelpunkt verwirrte jedes Richtungsgefühl. Die Gefahr, auf die Einschlagstelle hinzulau-

fen, war nie ausgeschaltet, weil der Einschlag mit einer vervielfachten Geschwindigkeit des Aufstiegs geschah. Jeder Mann im Graben wußte das, und in jedem kochte die gleiche Wut über den Minenwerfer.

Was aber dagegen tun?

Ein Halbdutzend Handgranaten hätten ja genügt. Doch für einen sicheren Wurf war die Entfernung zu weit. Die deutsche Artillerie merkte entweder nichts von dem unliebsamen Störenfried, oder sie fürchtete, in die eigene Linie zu treffen.

Die Lage wurde bedenklich, zumal sie sich drüben zum Vorstoß fertigmachten. Immer näher kam das Minenfeuer dem Graben. Eine Mine hatte schon mitten hineingeschlagen. Ein Bleiben gab es an diesem Fleck nicht länger.

Die Bunkerleute dankten es nur dem Knick im Laufgraben, daß sie nicht mitbetroffen wurden. Sie zogen sich aber doch einige Meter dichter an ihren Betonklotz heran.

Nützel stieß den Unteroffizier an.

„Es wird mulmig, Korporal! ... Da drüben brauen sie was zusammen ..."

Die Antwort gab ein Schlag, der durch alle Knochen schütterte. Splitter und Erdklumpen flogen den Männern um Nasen und Ohren, und eine Welle von feuchtem Dreck spülte über sie weg.

Das hatte noch gefehlt! Ein schwerer Zuckerhut von jenem Kaliber, das ganze Gräben in Gräber verwandelt, war vor ihnen eingeschlagen.

Aus der Sprengwolke lösten sich Gestalten. Sie hetzten in langem Sprung heran. Im Feuer versackte der Angriff. Etwas Ruhe trat ein. Auch der Minenwerfer hatte seine Tätigkeit eingestellt. Nach dem Warum fragte keiner. Dem Soldaten genügt die Tatsache.

Hinter den Bunkerleuten kroch Schramm vorbei. Er klapperte munter zu Nützel und dem Unteroffizier hin und schwenkte seine Feldkessel.

„Servus, Nützel!... Servus, Korporal!... Servus, Freiwilliger!... Treibt's gut!..."

Das runde, sehenswert schmutzige Gesicht lachte noch einmal und wies die prächtigen Zähne her. Dann verschwand Schramm im Darm des Laufgrabens.

Der Tag war voll angebrochen. Er versprach nach dem Regen wieder hellsten Sonnenschein.

Besorgt suchte der Unteroffizier den Morgenhimmel ab. Nützel wußte, was dieses Suchen zu bedeuten hatte.

„Es dauert nimmer lang, Korporal!... Der Gustl hat zwei Tage feiern müssn... Das holt er heut sicher nach..."

Eine halbe Stunde verstrich ohne anderes Ereignis als das übliche Feuer.

Dann aber mengte sich in den gewohnten Kampflärm

ein neuer Ton – ein Knattern und Rumpeln, ein hartes Stampfen und Stoßen, ein Fauchen und Ächzen, das wie aus einer Metalltrompete klang.

Zwischen den Trichtern, fünfzig Meter rechts vom Laufgraben und dem Laufgraben selbst, keuchte ein stählernes Ungetüm aus allen Ventilen. Der Tank stampfte im Zickzack heran, wendete gegen den Laufgraben und ließ alle Schlünde spielen.

Und da war auch schon der Flieger!

Er brauste in zehn Meter Höhe hinter dem Tank vor und bestrich den Graben der Länge nach mit Maschinengewehrfeuer.

Vereinzelt huschten Leute aus dem Graben und suchten rückwärts Deckung. Die meisten wichen im Graben aufwärts, gegen das Knie zu, wo die Bunkerleute hinter ihrem Beutegewehr lagen.

An dieser Stelle knäulte sich der Haufen und bot dem Flieger ein Ziel, das nicht zu verfehlen war.

Unteroffizier Schmalz sprang auf und schrie in den Haufen, was die Stimme nur hergab: „Mir nach!... Mir nach ...!"

Noch für manchen wurden die vierzig Meter bis zum Unterstand der Todesweg. Als endlich der letzte Mann im Bunker geborgen war, kreiste der Flieger wohl zehnmal über der Stelle, wo sich ihm seine Opfer so plötzlich und geheimnisvoll entzogen hatten.

Außer den Leuten der alten Besatzung konnten sich noch vier Mann in den Unterstand retten, zwei davon verletzt. Einer davon war ein junger Khakimann aus Kanada.

Bunker 17, vier Schritt lang, drei Schritt breit, hatte nun eine Besatzung von elf Köpfen. Sie bestand aus einem Toten und zehn Männern im Fegefeuer, drei darunter verwundet.

Sie haben ihn entdeckt. Die Zunge am Gaumen

Noch strebte die Sonne ihrer Mittagshöhe zu, da schien sie auch schon in den wiederbesetzten Laufgraben. Der Weg war zum zweiten Male verrammelt. Schlimmer noch: Bunker 17 war entdeckt!

Dreimal kehrte der Flieger an die Stelle zurück, wo die Bunkerleute im Erdboden verschwunden waren. Er kreuzte dicht über dieser Stelle und schnüffelte jede Falte des Geländes aus. Endlich schien er seiner Sache sicher und strich ab.

Seit einer Stunde wuchtete Geschütz- und Minenfeuer auf die Gegend um den Bunker und stülpte eine Feuerglocke über den Betonklotz. Die Abschnürung war vollständig.

Zu allem Glück saßen vorerst nur wenige Treffer. Der regenschwere Boden saugte einen guten Teil der Sprengwirkung ab.

Weitere Hilfe kam von der eigenen Artillerie. Sie hielt den Laufgraben und die benachbarten Trichter unter einer mörderischen Kanonade und erstickte jeden Versuch eines Vorstoßes im Keime.

Der Unterstand war voll wie ein Heringsfaß. Auch roch es darin nicht viel besser. Zehn Männer teilten sich

in den Raum von dreimal vier Metern. Jeder rauchte und trug nach Kräften zur Verdickung der Luft bei. Der süßlich scharfe Opiatgeruch indischen Tabaks drängte sich vor die andern Düfte.

Dieser Geruch quoll aus einer Zigarette, die der Kanadier rauchte, ein junger, schöngewachsener Riese, der geweckt aussah. Er war glänzend angezogen und ausgerüstet. Das volle, runde Gesicht sprach von nahrhafter Kost und stach sonderbar ab von den schmalen, ausgemergelten Gesichtern der Bunkerleute.

Der Khakimann hatte einen Schuß durch beide Wangen. Infolge dieses Schusses war die untere Gesichtshälfte geschwollen und glich einer wohlgeratenen Dampfnudel.

Hiesinger fand wieder einmal Anlaß, den Lauf der Welt zu bestaunen. Er stellte einen glatten Durchschuß fest ohne die geringste Verletzung von Kiefern, Zähnen und Zunge, verband den Kanadier und nahm ein strahlendes, wenn auch nur halbgelungenes Lächeln dafür in Empfang.

Die rastlose Wißbegierde des Sanitäters erwachte, doch gelang die Anknüpfung eines Gespräches vorbei. Der Kanadier verstand kein Deutsch und Hiesinger kein Englisch außer sechs Wörtern, die sich aber alle sechs nur auf Eß-, Trink- und Rauchbares bezogen.

Loswerden mußte der Gefreite seine Gefühle, und

weil der Unteroffizier danebenstand, richtete er das Wort an ihn.

„Diese Tommys sind stramme Burschen ... Kunststück bei dem Fraß! ... Aber maulfaul wie die Stockfische! ... Der da ist aus Kanada ... Wenn mit dem Siebenmonatskind ein vernünftiges Wort zu reden wär, möcht ich ihn was fragen ... Weißt du was, Korporal? ... Ich tät ihn fragen, warum er fünftausend oder noch mehr Meilen mit dem Schiff fährt, bloß, damit sie ihm ein Loch ins Gesicht schießen ... So dumme Luder wie das sind! ..."

Zu einer Antwort kam der Unteroffizier nicht, weil ihn Leutnant Göbel zu sich winkte.

Der Leutnant wollte den Kanadier verhören. Unteroffizier Schmalz führte den Mann her, doch gelang es auch dem Leutnant nicht, ein Gespräch anzukurbeln. Der brünette Riese, einen guten Kopf über alle andern ragend, schüttelte nur die Ohren und zeigte auf seine Wunde. Gegen das Durchsuchen der vielen, höchst praktisch angebrachten Taschen seiner Uniform sträubte er sich nicht. Er half dabei sogar selbst mit.

Tabak, Zigaretten, Schokolade, Notizbuch, Bleistifte, eine Taschenapotheke, eine elektrische Zwerglampe und eine längliche Dose mit grauer Salbe: Diese Schätze wurden an den Tag des Bunkers gefördert. Bis auf

das Notizbuch und die Lampe erhielt der Besitzer alles wieder zurück.

Leutnant Göbel steckte die Lampe ein und blätterte im Notizbuch, stieß aber nur auf Adressen und Entwürfe zu Briefen. Der Mann war kaum mehr als ein harmloser Überläufer. Die Lampe mußte ihm trotzdem abgenommen werden. Es lag darin die einzige Gewähr, daß ihm nachts nicht der Gedanke kam, Lichtzeichen zu geben.

Im Augenblick gab der Kanadier Zigaretten und Tabak aus. Er tat es mit einem Grinsen, das durch die Wunde und den dicken Kopfverband zu einer lustigen Grimasse wurde.

Die Gabe war durchaus willkommen, und keinen bewog etwa falsche Scham, sie abzulehnen.

Der Unteroffizier stopfte die Pfeife, so fest es nur ging, und fand einen erheblichen Unterschied zwischen dem deutschen Kommißtabak, Marke Bergfrei, und dem prachtvollen Kraut des Khakimannes. Nützel, Hiesinger und Scharf zwickten die Augen ein und röhrten fast vor Entzücken über dem Genuß ihrer Zigaretten, welchem Genuß der Sanitäter nachdenksam Ausdruck lieh.

„Die Brüder drüben lassen sich nichts abgehen ... Das ist nicht wie bei uns armen Leuten ... So einen Sargnagel rauchen sie bei uns nur vom Major auf-

wärts... Bei dem Kraut brauchst du auch keine Gasmaske ..."

Gedankensplitter von dieser und ähnlicher Art verfertigte der Sanitäter noch eine ganze Anzahl und streute sie im Bunker freigebig aus. Gedankensplitter sind keine Granatsplitter, können deshalb aber ins Schwarze treffen, was bei den meisten Gedankensplittern des Sanitätsgefreiten auch zutraf. Soviel aufmerksame Zuhörer hatte Hiesinger schon lange nicht mehr um sich gehabt, ein kräftiger Ansporn für ihn, munter darauf los zu reden. Sein gesegnetes Mundwerk gewann sich neue Bewunderer.

Einer der drei Deutschen, die mit in den Bunker gekrochen waren, konnte kaum den Blick von den Lippen des Sanitäters lösen. Andacht und Ungeduld stritten sich in diesem Blick.

Endlich legte Hiesinger eine Pause ein. Der Mann des andächtig-ungeduldigen Blicks nahm das Wort und fragte bündig, ob der Herr Gefreite etwa einen Gansafter gespeist hätte, weil es gar so glatt bei ihm herauskomme. Ginge der Stuhl wie das Maul, dann wäre eine Verstopfung ausgeschlossen. Das sagte der Mann ruhigen Gesichts, aber in einem Ton, der eine schöne Fülle spitziger Wendungen verhieß.

Nun war der Sanitäter ein streitbares Gemüt und zudem ein wenig eitel auf seine Rednergabe. Er be-

schloß, dem jungen Gockel, der da so frech zu krähen wagte, das Gefieder abzustauben. Dazu öffnete er auch bereits den Mund.

Weiter kam er jedoch nicht. Sein Widersacher packte ihn einfach beim Ärmel und zog ihn zur Pritsche.

Dort saß auf einem Munitionskasten, den Kopf an den hölzernen Pritschenrand gelehnt, ein kleiner, schmächtiger Mensch mit einem so winzigen Gesicht, daß es von einer Männerhand zu bedecken war. Der Mann wimmerte leise und drückte eine Hand gegen die rechte Brustseite.

Alles war für Hiesinger vergessen und vergeben. Er bückte sich zu dem Verwundeten und sah die Verletzung nach. Dann kehrte er sich seinem Kritiker von vorhin zu.

„Mensch! ... Warum hast du mich nicht früher hergeführt! ... Das lange Luder aus Kanada hätt bequem warten können ... Der Kamerad hat ja einen schlimmen Brustschuß ..."

Ein Achselzucken war die Entgegnung.

Wurde einmal seine Hilfe benötigt, so war der Sanitätsgefreite wie ausgewechselt, nur auf praktisches Handeln aus und dabei wortkarg wie eine gute Hausfrau am großen Scheuertag.

Die Pritsche war belegt, unten mit dem Leutnant, dem sein Hüftschuß das Klettern unmöglich machte, oben

mit dem Toten, dessen steif ausgestreckte Figur in den Tabakswolken fast verschwand.

Hiesinger wußte Rat. Er rief nach Scharf und Nützel. „Helft mir mal den dort oben umgruppieren! ... Der Platz wird für den kleinen Kameraden da gebraucht ..."

Es kostete Schweiß und Mühe, den schweren Leichnam von der Pritsche zu heben. In einer Vertiefung des Bunkers, Gesicht gegen die Betonwand, wurde der Tote untergebracht. Von den Hüften ab ragte er aus der Grube und saß halbaufgerichtet da wie ein ägyptisches Steinbild.

Leicht machte sich dafür die Lagerung des kleinen Soldaten mit dem Säuglingsgesicht. Nachdem der Sanitäter die Brustwunde gereinigt und verbunden hatte, nahm er das Kerlchen in die Arme und hob es auf die obere Pritsche. Wie Porzellan behandelte Hiesinger seinen Schützling. Dadurch errang sich der Gefreite den ehrlichen Beifall seines früheren Widerparts. Dieser meinte, von ihm aus sei Hiesinger ein sehr brauchbarer Mensch, der außer dem Mundstück noch verschiedenes andere auf dem rechten Fleck hätte. Wenn es dem Sanitäter Spaß mache, sollte er bis zur Auferstehung alles Fleisches erzählen, denn Unterhaltung müßte sein.

Nach getaner Arbeit war der Sanitätsgefreite Hie-

singer stets zum Reden aufgelegt. Aber wie alle Menschen, die viel plaudern, scheute er die Ironie, soweit sie nicht von ihm selber stammte. Auch behagte ihm die scharfe Mundart des andern nicht.

Und schließlich: Reden macht Durst!

Von den sieben Plagen des Mannes im Graben — Hunger, Durst, Dreck, Ratten, Kälte, Nässe und Läuse! — ist der Durst die schlimmste Plage. Drei oder vier Tage hungern ficht keinen besonders an. Doch auch nur einen halben Tag nichts trinken, machte die Zähesten mürbe.

Der Bunker hatte die Temperatur eines Bügelzimmers, jene trockene, dürre Hitze, die Durst und wieder Durst ausbrütet.

Jede Feldflasche klang aber hohl, wenn daran geklopft wurde, und vergeblich blieb alles Schütteln. Kein verheißungsvolles Gluckern tönte zurück.

Wasser befand sich nur noch im Kühler des Maschinengewehrs und Schnaps in der Sanitätsbuddel des Gefreiten. Davon zu trinken, fiel aber niemand ein, denn dieses Wasser und jener Schnaps mußten für äußerste Notfälle gespart werden.

Scharf, der Schütze am Gewehr und die durstigste Seele im Unterstand, fauchte Nützel nicht schlecht an, weil Nützel eine schüchterne Andeutung auf das Kühlwasser wagte.

„Freilich! ... Du bist wohl plemplem, Scheps? ... Du saufst jetzt das Wasser, und ich kann auf meinem Gewehr dann Kaffee mahlen, aber nicht mehr schießen ... Wie stellst du dir das eigentlich vor?"

Nützel stellte sich nun gar nichts vor, weder eigentlich noch uneigentlich. Aus ihm sprach ganz einfach der Durst, und der kennt nur eine Vorstellung: trinken!

„Was bellst du deswegen so? ... Ich hab nur gedacht, bevor es verdunstet ..."

Sehr mißmutig schlich dieser Nachmittag vorbei. Die Leute hockten niedergeschlagen im Bunker herum, schnappten nach Luft und rauchten verzweifelt, um den Speichel im Fluß zu halten. Das bändigte wenigstens den ärgsten Durst. Sie waren alle maulfaul, sogar der Sanitäter.

Die leise Hoffnung, der Essenholer Schramm könnte doch noch kommen, wurde zuletzt auch aufgegeben. In einem Fluch, der halb als Seufzer kam, begrub Nützel diese Hoffnung.

„Der Schramm kommt nicht durch ... Und dann liegt mir auch gar nichts am Fraß ... Was andres bringt er aber doch nicht mit ..."

Hiesinger raffte sich zu einer Antwort auf.

„Wirst leider recht haben, daß der Schramm nicht durchkommt! ... Teufel noch eins: die Hitze! ... Und nichts zu saufen! ... Die paar Tropfen Schnaps in

der Buddel sind für die Verwundeten ... Uns täten sie doch nichts helfen, höchstens den Durst noch ärger machen ..."

Einen sehnsüchtigen Blick schickte Nützel trotzdem nach der stattlichen Labungsflasche. Er schmatzte sogar über den Anblick.

„Du kennst mich, Schnaps, und weißt: ein Heulmeier war ich nie ... Aber der Durst kann mir elend an ... Einmal, auf dem Toten Mann bei Fertuhn wars! ... Auch so eine saubere Stellung! ... Da haben wir fünf Tage nichts zwischen die Zähne bekommen ... Mein Magen brüllte ... Das war aber gar nichts gegen den Durst ... Damals hab ich gelernt, wie man sich selber anzapft und das Wasser im Bauch zweimal trinkt..."

Zu dieser zeitgemäßen Erinnerung nickte Hiesinger nur. Das Gespräch schlief ein.

Im schwindenden Tageslicht stießen zwei stärkere Trupps gegen den Unterstand vor, blieben jedoch im Feuer zehn Schritte vor dem Betonklotz liegen.

An der Niederhaltung dieses Angriffs hatte sich der Schütze Scharf lebhaft beteiligt, meldete aber nun, das Wasser im Kühler gehe zu Ende, und an Munition seien auch schon die zwei letzten Gurte bereitgelegt.

Es mußte etwas geschehen.

Auf die Ablösung, die nach Mitternacht fällig war, durften sich die Bunkerleute nicht ausschließlich verlassen.

Leutnant Göbel besprach sich mit dem Unteroffizier.

„Sie müssen zurück, Unteroffizier! ... Müssen unter allen Umständen eine Verbindung herstellen! ..."

Dem Unteroffizier gefiel dieser Auftrag nicht sehr. Er sträubte sich auch und berief sich auf den verbrannten Befehl.

Der Leutnant sah Schmalz fest, aber nicht unfreundlich an.

„Hören Sie mal, Unteroffizier Schmalz! ... Ich will gar nicht erst davon reden, daß dieser Bunker unter meinem Kommando steht ... Daß Sie bei Ihren Leuten bleiben wollen, begreife und achte ich ... Sie tun es aus Kameradschaft ... Aber Ihre Kameradschaft beweisen Sie augenblicklich am besten, wenn Sie auf dem schnellsten Wege Hilfe bringen ... Wie es steht, und woran es fehlt, wissen Sie ja ..."

Der letzte Hinweis des Leutnants ging dem Unteroffizier schon ein, aber er schwankte immer noch.

„Herr Leutnant könnten wohl keinen andern Mann beauftragen? ... Ich möchte bei der Ablösung da sein ..."

Leutnant Göbel verstand die Gründe einer Weigerung, die gar keine war, weil der Unteroffizier seinen Posten ja nur befehlsgemäß bis zur Ablösung halten wollte und, strenggenommen, auch halten mußte. Er berührte leicht den Arm des Unteroffiziers.

„Gehen Sie zurück, Unteroffizier, und melden Sie, wie es um den Bunker bestellt ist!... Einen andern möchte ich nicht schicken ... Und weil Ihnen soviel an einer schriftlichen Anweisung liegt, werde ich Ihnen einen Ausweis mitgeben, der jeden Zweifel behebt, warum Sie den Bunker vor der Ablösung verlassen haben ..."

Ohne weiteres Wort fügte sich der Unteroffizier.

Leutnant Göbel zog aus der Meldetasche einen Block und schrieb beim matten Kerzenschimmer den versprochenen Ausweis. Dann faltete er eine Karte des Kampfabschnittes auseinander und winkte den Unteroffizier heran.

Kopf bei Kopf suchten sich Leutnant und Unteroffizier in der Karte zurecht. Das Gewirr von Strichen und Linien war nicht ganz leicht zu enträtseln. Der Finger des Leutnants fuhr einige Linien nach und blieb auf einem Punkt haften, der rot angekreuzt war.

„Hier hätten wir den Bunker 17, Unteroffizier... Wir liegen vor der ersten Linie ... Hier ist die Artillerieschutzstellung und hier – merken Sie sich den Punkt gut! – die Befehlsstelle des Kampfabschnitts ... Bis dahin dürfte es ungefähr ein Kilometer sein, eher etwas weniger ... Wie die einzelnen Stellungen besetzt sind, kann ich freilich nicht sagen ... In der Karte ist der Stand von gestern mittags eingezeichnet ... Inzwi-

schen hat sich aber wohl allerlei geändert ... Ja, wenn der Laufgraben noch frei wäre! ... Soweit sich die Dinge überschauen lassen, ist es am besten, Sie nehmen Ihren Weg auf die Artilleriesschutzstellung, also gradaus zurück ... Es wird kein leichter Weg sein, Unteroffizier ... Nehmen Sie sich einen zuverlässigen Mann mit! ..."

Schnell dachte der Unteroffizier nach, wen er mitnehmen sollte. Scharf? Das ging nicht. Scharf war der einzige vollausgebildete Schütze am Gewehr. Den Bunkersäugling Biegler? Der sah nicht gut und besaß noch zu wenig Erfahrung. Blieb also nur Nützel, und bei dieser Wahl beließ es der Unteroffizier.

Es war beileibe kein Ausflug, was sie vorhatten. Aber Nützel tat, als ginge es am Sonntagnachmittag ins Grüne. Die Aussicht, Trinkbares zu ergattern, machte ihn äußerst vergnügt.

Die zwei Kundschafter, an deren Mut und Findigkeit das Schicksal des Bunkers hing, waren in wenigen Minuten marschfertig.

Unteroffizier Schmalz bat sich vom Leutnant nochmals die Karte aus und führte auch Nützel in das Geheimnis der Striche und Linien ein.

Die Zeit drängte.

Leutnant Göbel klopfte den Unteroffizier auf die Schulter.

„Ich rechne bestimmt auf Sie, Unteroffizier Schmalz! ... Spätestens morgen abend um diese Zeit! ... Sie müssen Glück haben, denn Ihr Glück ist auch unser Glück ... Wiedersehen morgen abend also! ..."

Der ganze Bunker drängte sich um Nützel und den Unteroffizier. Jeder schüttelte ihnen die Hand, Scharf dem Unteroffizier ganz auffallend lang, und Hiesinger hielt die Abschiedsrede.

„Kommt bald wieder alle zwei! ... Damit unser Verein auch vollzählig bleibt und geschlossen ins Quartier abrückt! ... Und bringt was zu saufen mit! ... Je mehr, desto besser! ..."

Alle schlossen sich begeistert dieser Bestellung an. Auch der Kanadier klopfte sich den Schlund und machte die Gebärde des Flaschenhebens.

Noch einmal sah sich Unteroffizier Schmalz im Bunker um. Er nahm von jedem einzelnen Stück eigens Abschied. Zuletzt traf sein Blick den alten, ausgeprobten Spirituskocher.

Dann rief er Nützel.

Beide schloffen aus dem Bunker.

Schleichgang im Mond. Zwischenspiel im Trichter

Hell und heiß lag die Nacht über dem Trichterfeld. Stern reihte sich an Stern zur Perlenschnur und schmückte die Stirn dieser Nacht, einen weitgewölbten, heiteren Himmel.

Unteroffizier Schmalz und sein Begleiter waren gar nicht entzückt von dieser schönen Nacht.

Mußte unbedingt jetzt der Mond scheinen, als würde er dafür gut bezahlt?

Jedes Ding warf in diesem Licht einen dreifach vergrößerten Schatten. Nützel und der Unteroffizier hatten aber wenig Lust, ihre Schatten zu sehen oder sehen zu lassen.

Aus dem Bunker waren sie glücklich geschlüpft, obwohl nur zehn Schritt entfernt der fremde Posten saß. Er war aber wohl schwärmerischen Gemütes, weil er nichts sah und hörte.

Hinter dem Bunker fing das Elend an.

Nur ein Maulwurf konnte sich bei dieser Helle unbemerkt durchwühlen, und auch ein Maulwurf hätte an seiner Arbeit kein Vergnügen gehabt, so scheußlich roch die Gegend.

Nicht umsonst hatte die Sonne einen ganzen Tag auf das Trichterfeld gebrannt. Der leiseste Luftzug brachte Düfte mit, die auf den Magen gingen, einen Dunst des Todes, gebraut aus allen Säften der Verwesung.
Eine solche Duftwelle flutete eben heran, stärker noch zum Erbrechen reizend als alle Wellen bisher.
Wo lag das tote Pferd, das auf diese Art dem Jammer schuldloser Kreatur durchdringenden Ausdruck verlieh?
Die widerliche Welle traf die Nase des Unteroffiziers etwas von rechts. Dort mußte die Artillerieschutzstellung sein.
Meter um Meter schoben sie sich ins Trichterfeld hinein, immer dem Geruch des toten Pferdes entgegen. Dieser Wegweiser war verläßlicher als jede Karte. Manchmal wußten sie nicht, wohin die Nase drehen, so grauenhaft stank es.
Den Bunker hatten sie bereits hundert Meter im Rükken. Sie mußten bald auf die erste Stellung stoßen.
Nützel, der lautlos neben dem Unteroffizier herglitt, sackte plötzlich in den Boden. Unwillkürlich duckte der Unteroffizier nach. Sie lagen in einer niedrigen Mulde, anscheinend dem Überbleibsel einer zerstörten Sappe.
Keine zwanzig Schritte vor ihnen wurde eine Gestalt sichtbar, eigentlich nur eine halbe Gestalt, denn von den Hüften ab steckte der Mann in einem Graben. Der

flache Stahlhelm und der Umstand, daß er den Rücken herzeigte, sagten alles.

Die erste Stellung war von den andern besetzt. Ob ganz, ob nur zum Teil und in welcher Ausdehnung, blieb fraglich. Aus der Beschießung ließ sich auch nichts folgern. Es war das gewöhnliche Störungsfeuer.

Umkehren? ... Auf keinen Fall!

Durch mußten sie. Ein Loch würde sich schon finden.

Der Unteroffizier kroch einige Meter zurück und zog sich dann scharf nach rechts hinaus. Einmal war der Graben doch zu Ende und der Posten umgangen.

Dieses Ende schien aber irgendwo in der Nacht zu liegen. Eine halbe Stunde und länger krebsten sie schon hinter der besetzten Stellung. Wieder ein Posten! ... Noch einer! ... Ein dritter! ...

Gut war nur, daß sie nicht aus der Verwesungsspur des toten Pferdes kamen. Die Hauptrichtung hielten sie immer noch ein.

Ein Trichter nahm beide zur Schnaufrast auf.

Nützel schlenkerte die Schweißtropfen von der Stirn und wisperte mit dem Unteroffizier.

„Vor drei Wochen sind wir hier eingesetzt gewesen ... Eine arg üble Kante, Korporal! ... Ich hab die Stellung noch ziemlich im Gedächtnis ... Wenn mich nicht alles täuscht, sind wir schon ein Stück zu weit rechts ...

Bei dem letzten Posten muß ein Stichgraben sein ... Ob er freilich noch da ist, weiß nicht mal der Große Generalstab ..."

Der Unteroffizier überlegte diese Aufschlüsse.

„Zu weit rechts, meinst du? ... Mir kommt es jetzt auch fast so vor ... So lang kann der Graben gar nicht sein ... Schlängeln wir uns also nach vorn! ... Irgendwo hat der Zimmermann schon das Loch gelassen ..."

Ein Maschinengewehr keckerte los und striemte die Nacht blutig rot. Das Aufblitzen der Schüsse war deutlich zu sehen.

Nützel verfolgte die Feuerspur.

„Jetzt kenn ich mich wieder aus, Korporal! ... Das Gewehr ist auf unserm alten Stand eingebaut ... Gleich daneben war der Graben aus ... Bis zum nächsten Graben war damals eine hübsche Lücke ... Wir stoßen mit der Nase drauf, wenn wir gradaus gehen ..."

Der Fall war damit zunächst geklärt. Sie hielten gerade Richtung und kamen auch bald ans Drahtverhau.

Das Verhau war breit und tief und zwang zu neuem Ausweichen nach rechts. Endlich kamen sie an die Lücke, von der Nützel gesprochen hatte.

Was aber war das?

Durch die Nacht klang Klirren und Klappern, Knirschen und ein dumpfes Poltern, wie es entsteht, wenn Erdschollen aufgeworfen werden.

Beiden verschlug es den Atem.

In nächster Nähe wurde hier geschanzt, dem Geräusche nach in der Lücke zwischen dem Drahtverhau. Wer aber schanzte dort? Eigene Leute oder die andern?

Zu sehen war vorerst nichts. Nach einiger Gewöhnung an das sonderbare Licht erspähte der Unteroffizier dann die Schanzer. Sie hatten sich schon bis zu den Knien in die Erde gewühlt und warfen die Schollen nach vorwärts aus.

Dadurch war jeder Zweifel erledigt. Die besetzte Stellung wurde verlängert, die Lücke zwischen den Gräben geschlossen.

Fünfzig Meter, schätzte der Unteroffizier, mochten es sein von dem Punkte, wo sie lagen, bis hin zu den ersten Schanzern.

Hier mußten sie durch, auf jede Gefahr hin, sonst ging die Nacht herum, und sie konnten hinter der besetzten Stellung liegenbleiben.

Langes Überlegen gab es auch nicht mehr. Jeder Spatenstich verengerte das Loch und damit die Aussicht, durchzuschlüpfen.

Ohr an Ohr beriet sich der Unteroffizier mit Nützel.

„Wir müssen durch, Nützel! ... Oder sie schnappen

uns, wenn die Nacht um ist! ... Aber gehn muß es wie der Teufel! ... Wenn's mich erwischen sollte, kümmerst du dich nichts drum ... Die Kameraden warten! ..."

Ein Mann vieler und tiefer Gedanken war Nützel nicht, dafür aber ein Kerl, entschlossen, flink und zäh wie nur einer. Er flüsterte zurück: „Bin dabei, Korporal! ... Beim Durchgehen immer der Nase nach! ... Auf keinen Fall links abkommen! ... Sonst verheddern wir uns im Drahtverhau ... Von mir aus kann's losgehn! ..."

Erst krochen sie noch bis in die Höhe der nächtlichen Schanzer und sammelten dort ihre Kraft für den Sprung auf Leben und Tod.

Der Mann, der am nächsten in der Arbeitskette beim Drahtverhau grub, traute wohl seinen Augen nicht. Sah er denn auch richtig?

Zwei Schatten schnellten durch die klare Nacht.

Das Trappen schwerer Stiefel riß den Mann aus seiner Verwunderung.

„Stopp! ... Stopp! ..."

Er warf den Spaten weg und knallte aus dem Browning zweimal hinter den Schatten drein.

Der Schall dieser Schüsse alarmierte die Stellungen. Hüben wie drüben lief ein wüstes Knattern durch die Linien. Das Drahtverhau hatten Nützel und der Unteroffizier hinter sich. Nun preßten sie sich keuchend an

den Boden. Alle Pulse schlugen Generalmarsch. So flach angesaugt, als es nur immer ging, stöhnten sie vor Atemnot. Blutrote Schleier wallten im Gehirn. Das Glück stellte sich auf ihre Seite.

Durch die Revolverknallerei war die Aufmerksamkeit der deutschen Linien geweckt worden. Heftiges Gewehrfeuer kläffte auf und schlug in die Lücke neben dem Drahtverhau.

Über die Köpfe Nützels und des Unteroffiziers weg summten zornig deutsche Stahlmantelgeschosse. Sie fegten seitlich heran und zwangen die Schanzkolonne zu voller Deckung.

Eine gute Viertelstunde dauerte die Schießerei, um dann bis auf vereinzelte Schüsse aufzuhören.

Vorsichtig schob der Unteroffizier den Kopf hoch. Sie lagen im Niemandsland, auf freiem Felde zwischen den Gräben. Im Mondlicht zeichnete sich das Drahtverhau deutlich ab. Lang liegen konnten sie hier nicht, ohne entdeckt zu werden.

Ruckweise arbeiten sie sich vor, legten auf dem Bauch fünfzig Meter zurück — und sichteten auf zehn Schritte Abstand einen Posten. Wieder der flache Stahlhelm, und das Gesicht von den beiden Schleichern abgewendet! Der Unteroffizier griff an den Leibgurt und hakte eine Handgranate aus, was Nützel im Nu sah und nachmachte.

Noch ein Schritt, und noch einer! ... Jetzt! ... Aus halberhobener Stellung warf der Unteroffizier.
Im Knall des Aufschlags schon waren beide hoch und sausten in großen Sprüngen vorwärts, schnurgerade in einen Hexenkessel hinein.
Aus drei Richtungen peitschte großes und kleines Feuer den Raum. Sie waren auf einen empfindlichen Nerv der Front gestoßen.
Nützel spürte einen heftigen Schlag ans Knie, fluchte halblaut und hatte auf einmal die Empfindung, sein linkes Bein müßte aus lauter Blei bestehen.
Kriechend erreichten sie einen Trichter und tauchten darin unter.
Dieser Trichter war eine Grube voll höllischen Gestanks. Furchtbar dünstete es aus dem Krater.
Der Unteroffizier trat auf einen weichen Gegenstand. Unter dem Druck gab dieser Gegenstand nach, und bis zur halben Wade stand der Unteroffizier in einem schleimigen Brei. Das tote Pferd!
Über dem Bemühen, den Stiefel aus dem Kadaver zu bringen, trat der Unteroffizier auf einen menschlichen Fuß. Er fühlte durch seine Stiefelsohlen hindurch die Form. Da verschaffte sich der Ekel den natürlichen Ausweg.
Das Erbrechen ließ sich nicht länger halten.
Hauptsache blieb: Sie waren durch und aus dem Feuer-

bereich. Das war die Opferung des Mageninhalts schon wert. Groß war der Verlust ohnehin nicht.
Nützel schimpfte, was ihm nur von der Seele ging.
„Verdammte Sauerei! ... Grad ins linke Knie! ... Hätt der Simpel nicht eine Handbreit tiefer halten können? ... Dann wär's durch die Waden, und ich wär fein heraus ..."
Der Schuß hatte Nützel die linke Kniescheibe zertrümmert. Nützel saß neben dem Unteroffizier und schlitzte sich Hose und Stiefelschaft auf.
„Mit dem Weiterlaufen ist es Essig, Korporal! ... Das Bein kommt mir so belzig vor wie ein Rettich im August ... Und ich glaub gar, den Schuß hat mir einer von den Unsrigen aufgebrannt ... Solche Rindviecher gibt's im vierten Kriegsjahr noch ..."
Murrend und wetternd klaubte Nützel sein Verbandpäckchen hervor. Der Unteroffizier nahm seins noch dazu und schlang einen festen Verband um das zerschmetterte Knie. Bei dieser Arbeit wischte er sich beiläufig den Schweiß aus dem Gesicht und merkte Blut an der rechten Hand. Bisher hatte er den leichten Streifschuß am Hals gar nicht gespürt.
Das Geschieße lief noch in nervösen Zuckungen durch die Nacht, beruhigte sich aber dann allmählich.
Unteroffizier Schmalz zog die Großvateruhr heraus und hielt sie dicht an die Augen.

Nicht möglich!... Vier Stunden wären sie schon unterwegs?... Es ging auf zwei Uhr, was auch nach dem Stand der Sterne zutreffen konnte. Da war es höchste Zeit zum Aufbruch. Im Bunker zählten sie gewiß jede Minute.

Nützel schien diese Gedanken zu erraten.

„Mach nur allein vorwärts, Korporal!... Weit kann es jetzt nicht mehr sein... Ich bleib da im Trichter hocken und wart ab, bis sie mich holen... Du denkst doch an mich, Korporal?... Und sag dem Pflasterkasten, daß ich was zu saufen möchte!... Nicht zu knapp auch noch!... Ein Eimer voll ist mir lieber als ein Fingerhut voll..."

Ein unverwüstlicher Kerl, dieser Nützel! Der Unteroffizier schüttelte ihm die Hand.

„Verlaß dich drauf, Nützel!... Ich schick den ersten her, der mir in den Wurf kommt... Ich schätze, wir sind dicht bei der Artillerieschutzstellung... Da kann's an Sanitäter nicht fehlen... Und wo Sanitäter sind, da ist auch der Schnaps nicht weit..."

Ein harter Händedruck noch, ein gegenseitiges Beklopfen der Schultern, und der Unteroffizier war aus dem Trichter verschwunden. Nützel streckte sich auf die Böschung zurück und versuchte zu schlafen.

Während er geduckt hinschlich und sich bei jedem Geräusch platt auf den Bauch warf, holte der Unter-

offizier das Kartenbild der Stellungen aus dem Gedächtnis. Neben diesem Bild stand hartnäckig Leutnant Göbels schmales, beherrschtes Gesicht. Wie sah es im Bunker 17 aus? War der Bunker überhaupt noch da?

Nach halbstündiger Kriecherei verfing sich Schmalz in einem Stolperdraht. Er wußte Bescheid.

Die Artilleriesschutzstellung des Abschnitts zog sich über eine leicht ansteigende Sanddüne. Hier war es möglich, Stollen und Fuchslöcher anzulegen, die besseren Schutz boten als die mit Sandsäcken und Flechtwerk aufgehöhten Unterstände des Geländes im Grund.

Gleich im ersten Unterstand traf Schmalz auf einen Sanitätsposten. Er beschrieb dem Krankenträger genau den Weg zum Trichter des toten Pferdes und band ihm Nützels Durst besonders auf die Seele.

Der wackere Mann verwunderte sich erst ausgiebig über die geschilderte Sachlage und tat alsdann einen tiefen Zug aus der Feldflasche. Nützel durfte sicher sein, bei diesem Helfer Verständnis zu finden, wenn es ums Trinken ging.

Nachdem er den Kameraden versorgt glauben durfte, hielt sich der Unteroffizier nicht mehr länger auf.

Durch einen direkten Graben war die Artilleriesschutzstellung mit dem Befehlsbunker des Kampfabschnittes verbunden. Trotzdem war es ein ekelhafter Weg, der

zum größten Teil aus Löchern bestand und ausgiebig befunkt wurde.

Eine gut bemessene Stunde brauchte der Unteroffizier, bis er sich durch den Verbindungsgraben gewürgt hatte. Im Befehlsunterstand summte es wie in einem Bienenkorb. Vor dem Eingang drängten sich die Meldegänger. Jeder hielt seinen Auftrag für den wichtigsten. Unablässig quäkte das Feldtelephon. Davor saß ein schwarzhaariger Hüne von Hauptmann und kaute den Zigarrenstummel. Dieser Hauptmann war ein Musterbild von Ruhe. Den Bügel des Fernsprechers überm Kopf schrieb er rasend schnell in einen Notizblock und schob dabei den ausgelaugten Rest der Zigarre von Mundwinkel zu Mundwinkel. Ohne auch nur einen Augenblick lang die verschiedenen Tätigkeiten des Horchens und Schreibens zu unterbrechen, las er zwischenhinein auch noch die zugereichten Meldungen.

Als er den Bericht des Leutnants Göbel über den Zustand des Bunkers 17 überflogen hatte, nahm der Hauptmann den Fernsprechbügel ab. Er nuckelte unentwegt weiter an seinem Stummel und zuckte leicht mit den Achseln.

„Vor abends ist da nichts zu machen, Unteroffizier!... Ist es wirklich so schlimm da vorn? ..."

Unteroffizier Schmalz beschrieb in knappen Worten, was über die Lage im Bunker 17 zu sagen war. Er

vergaß nicht, auf die Verwundung des Leutnants hinzuweisen.

Der riesige Hauptmann lauschte unbewegten Gesichtes.

„Schlimme Geschichte das, wie es scheint! ... Aber vor Dunkelwerden ist nichts zu wollen ... So lange müssen sie vorn im Bunker noch aushalten ... Sie bleiben in meiner Nähe, Unteroffizier! Im Unterstand nebenan wird noch Platz sein ...“

Schmalz schlug die Hacken zusammen.

„Befehl, Herr Hauptmann! ... Im Unterstand nebenan! ...“

In diesem Unterstand war Platz. Außerdem fand Schmalz gute Bekannte unter den Kameraden. Erst trank er sich einmal richtig satt.

Gleiches tat um diese Zeit Nützel. Sie hatten ihn glücklich vor Tageshelle hereingebracht. Jetzt saß er auf der Pritsche im Sanitätsunterstand und probierte eben die sechste Sorte Schnaps.

Die Probe fiel für Nützel und für den Schnaps günstig aus.

Verschüttet! ... Das Licht erstickt

Nachmittags 2 Uhr 11 traf ein schwerer Flachschuß den Bunker 17 und drückte ihn halb um.

Der Schuß schlug unmittelbar vor dem Bunker ein und bohrte sich unter das Fundament. Den Betonklotz selbst ließ er unversehrt, doch die Kraft der Sprengung und des Luftdrucks waren stark genug, den Unterstand auf einer Seite absacken zu lassen.

Ein schmetterndes Brüllen hallte im Bunker, und noch bevor dieses Brüllen ausgetobt hatte, wälzten sich Menschen und Dinge in tollem Durcheinander. Ein Wirrwarr von Köpfen, Armen, Füßen und Gerätschaften war die Folge des Einschlags. Pritschen, Munitionskästen und Gewehrauflage standen Kopf.

Es dauerte einige Zeit, bis der Knäuel entwirrt war. Verletzungen gab es nicht; nur der Freiwillige hatte ein Loch im Kopf, verursacht durch den harten Beton.

Leutnant Göbel kam aus der Ecke gekrochen, wohin er gerollt war, und unter ihm rappelte sich der lange Kanadier vor. Das Gesicht des Leutnants wies einen Schimmer von Blässe, aber die Stimme klang fest und beherrscht wie immer.

„Alles antreten! ... Ruhig Blut, jetzt Leute! ... Ihr seht, der Unterstand ist noch ganz!"
Das war richtig.
Aber Scharf, der den Gewehrstand untersucht hatte, meldete, das Maschinengewehr sei gefechtsunfähig, weil halb im Dreck begraben.
Viel ernster war, was der Sanitätsgefreite Hiesinger brachte.
„Herr Leutnant!... Der Eingang ist verschüttet!..."
Die Nachschau ergab, daß der Eingang im Boden versunken war. Die Neigung des Bunkers war nach rückwärts erfolgt.
Einer schaute den andern stumm an. Lähmendes Schweigen herrschte im Unterstand.
Leutnant Göbel sog an der Unterlippe und betrachtete seine Stiefelspitzen.
„Immer Kopf hoch, Leute! ... Noch ist nichts verloren ... Der Eingang muß frei gemacht werden ... Alles hilft da zusammen! ... Scharf und Biegler graben rechts, der Gefreite und der Mann aus Kanada links von der Stelle, wo der Eingang zu vermuten ist ... Alle halben Stunden wird abgelöst ..."
Bunker 17 zählte nach dem Abgang des Unteroffiziers und Nützels noch sieben Mann Besatzung und den Kanadier. Außer den schon genannten Leuten die drei Mann Zuwachs vom Morgen, darunter den Verwun-

deten! An der hinteren Betonwand lehnte, den rechten Arm weit vom Körper ab, der Tote.

Neben dem Toten scharrten und schaufelten sie. Der Kanadier entwickelte dabei einen Eifer und ein Geschick, daß bald alle andern hinter ihm zurückblieben. Mit Schaufel und Spaten wußte der Mann glänzend Bescheid.

Nur selten wurde das eintönige Knirschen und Klirren durch ein Wort belebt.

Hiesinger blieb auch in dieser bedenklichen Lage er selbst. Beifällig schätzte er die Arbeit seines Mitgräbers aus Kanada ab und äußerte sich, weil mit dem Khakimenschen selbst nicht zu reden war, darüber zu Scharf.

„Der hat's heraus! ... Muß wohl viel mit Pickel und Schaufel hantieren, weil's ihm so von der Hand geht? ... Ich denke: Es wird ein Farmer sein oder so was ..."

Scharf nickte nur gleichgültig zu diesen Erwägungen.

Die klebrige Hitze im Bunker wurde immer unerträglicher. Schweigsam ging das dürre Gespenst des Durstes um.

Dreimal hatten sie beim Graben schon abgelöst, aber der Bunkereingang blieb von der Erde verschluckt und war nicht freizulegen.

Erschöpft richtete sich der Sanitätsgefreite auf und rieb das schmerzende Kreuz. Beim Abwischen des Spatens

bemerkte er, daß die daran haftende Erde sehr feucht war.

Wütend grub er weiter und nahm von Zeit zu Zeit eine Probe des Erdreichs auf, die er dann kühl und naß in der Hand spürte. Er schrie nach einer Kerze und leuchtete das gegrabene Loch aus.

Ein mattes, graues Auge blinkte auf der Sohle. Grundwasser! Tropfen für Tropfen quoll es herauf und sickerte von den Wänden bei.

Hiesinger quälte sich aus dem Loch heraus und ging zum Leutnant hin.

„Wir haben Grundwasser, Herr Leutnant! ... An der Stelle weiterzubuddeln, ist wohl für die Katz ..."

Die Nachricht brachte den Bunker in Aufstand.

Wasser!

Nur ein Wort für den, der Wasser nie entbehrt hat, aber ein Wunder für diese seit Stunden vom Durst gequälten Leute, eine Gnade des Lebens, voll von Verheißung, Lockung, Trost!

Leutnant Göbel begriff die Stimmung.

„Wir haben Glück, Leute! ... Oder ist es kein Glück, auf einmal Wasser zu finden? ... Grabt vorsichtig weiter und paßt auf, daß nicht zuviel Dreck nachrutscht! ..."

Der Leutnant wußte gut, daß hinter diesem Glück ein Verhängnis drohte. Zeigte das Auftreten von Grund-

wasser doch, daß an dieser Stelle die Aussicht auf einen Weg ins Freie versperrt war.

Vier Trinkbecher, gefüllt mit einer trüben Brühe: Das war die Ausbeute stundenlangen Grabens.

Hiesinger als dem Entdecker wurde die Ehre des Wirtes belassen. Er bot zuerst dem Leutnant an, der auch die auf jeden treffende Portion – jedermann ein halber Becher! – trank. Dann goß der Sanitäter dem Verwundeten mehr als die Gebührnis ein und begnügte sich selbst mit dem kleineren Rest.

Der Mann aus Kanada wurde nicht vergessen. Er nahm den Becher, legte aber vorher erst eine Hand an einen gar nicht vorhandenen Helm und schlürfte dann die Brühe grinsend aus.

Die paar Tropfen schmutzigen Grundwassers weckten alle Geister der Hoffnung. Eine Welle von Behagen und Lebensmut ging durch den halbumgestürzten Betonblock.

Der Sanitätsgefreite Hiesinger erwog bereits die Möglichkeiten der Ablösung und legte sie den Kameraden auseinander.

„Der Korporal ist durch! ... Mir sagt das mein kleiner Finger ... Und er ist durch, dann holt er uns hier aus dem Schlamassel ... Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche ... Unser Korporal läßt da keine Ruh ... Er rennt bis zum A.O.K., wenn's sein muß."

Scharf trat diesem Vertrauen zum Unteroffizier Schmalz bedingungslos überzeugt bei.

Hiesinger fuhr fort.

„In vier Stunden wird es Nacht ... Passiert bis dahin nichts mehr, dann haben wir gewonnen ... Sicher hockt der Korporal wie auf Nadeln ... Da kenn ich ihn gut genug ... Wenn er's machen könnte, wär's heute überhaupt nicht Tag geworden ... So ist er schon ..."

Der dieses schlichte Lied der Kameradschaft sang, war kein Prophet und auch nicht mehr Dichter, als das jeder Mensch von Natur aus ist. Es war ein harter, nervenloser, halbverhungerter Grabensoldat. Doch sein Herz sah richtig ...

Einen halben Gewehrschuß zurück, schritt Unteroffizier Schmalz im Unterstand auf und ab. Alle naselang mußte er sich überzeugen, daß es noch immer heller Nachmittag war. Er zerbiß die Pfeifenspitze vor Ungeduld.

Die Bunkerleute konnten diese Ungeduld nicht mit Augen sehen, aber etwas von dieser Ungeduld sprang auf sie über.

Hiesinger zog die Finger aus, daß sie vernehmlich knackten.

„Wenn's nur dunkel werden wollt! ... Eher kann der Korporal nicht kommen ... Ich rechne: So um neun

Uhr, zehn Uhr werden sie da sein ... Dann haben sie allerdings noch drei oder vier Stunden zu buddeln ..."

Leutnant Göbel nickte dem Gefreiten aufmunternd zu.

„Wenn sie erst beim Ausgraben sind, haben wir es überstanden ... Wir graben ihnen entgegen ... Dann geht's nochmal so schnell."

Alle versicherten, graben zu wollen wie noch nie zuvor.

Kurz nach vier Uhr nachmittags keilte ein zweiter Schuß den Bunker 17 vollends in den Boden.

Dieser Schuß war seitwärts gekommen und gab dem Unterstand eine Drehung. Sehschlitz und Schußloch waren nun auch verschüttet.

Acht Menschen steckten in der Erde wie in einer Taucherglocke, nur daß oben am Tag keine Pumpe Luft zuführte.

Eine leise Hoffnung, der zweite Treffer könnte den Bunkereingang freigelegt haben, wurde schnell begraben.

Der Betonklotz war wie verlötet. Zwei Kerzen brannten trüb und ganz steil und bewegten die Flammen nur, wenn ein Atemhauch sie traf.

Grauer Schweiß klebte auf jeder Stirn, Entsetzen und aufspringender Irrsinn glomm in manchem Auge.

Über die Lage brauchte es kein Wort mehr. Jeder begriff das Ende.

Eng drängten alle um die Pritsche und stierten aneinander vorbei. Für einen Mann wäre noch Aussicht auf Rettung gewesen. Für acht Menschen gab es keine solche Aussicht. Einer nahm dem andern die Luft weg, eine dicke, verbrauchte Luft, die auf Brust und Kopf drückte, als wäre sie aus Beton. Sie mordeten sich umschichtig. Sie fühlten es auch und hatten nur die Kraft nicht mehr, ihrem Haß besinnungslos zu folgen.

Bei Scharf brach zuerst der Irrsinn aus.

Mit einem Wolfsheulen sprang er los, griff einen Spaten und hämmerte auf die Betonwand ein. Der Spaten zersplitterte, aber der Mann schlug mit Fäusten und Füßen weiter. Schaum tropfte ihm vom Mund, und schrecklich klang der röchelnde Aufschrei: „Raus da! ... Raus da ...“!

Scharf trommelte gegen die graue, unbarmherzige Wand, daß Blut von den Fäusten spritzte. Zuletzt rannte er mit dem Kopf dagegen an. Blutüberströmt brach er zusammen und blieb regungslos auf dem Gesicht liegen.

Da packte es auch schon den nächsten. Es war der scharfzüngige Widerpart Hiesingers. Sein Anfall dauerte nur kurz. Er hatte nicht die robuste Verfassung von Scharf.

Die Luft wurde dick und sulzig. Sie atmete sich wie Schlamm. Tiefer und tiefer sanken die Köpfe. Nur noch mühsam hielten sie die Augen offen.

Der Freiwillige Biegler lehnte sitzend an einem leeren Munitionskasten. Seine Märchenaugen staunten blau und groß in den spärlichen Kerzenschimmer.

Was diese Augen sahen?

Ein kleines Haus der Vorstadt ... Fuchsien und Geranien an den Fenstern ... Eine freundlich lächelnde mütterliche Frau ging eben aus der Tür ... Wie alt war die Mutter wohl? ... Sie mußte wohl immer gelebt haben und in alle Ewigkeit leben ... Oben im Dach sein Malzimmer ... Die Staffelei ... Der Pinseltopf ... Die braunen Holzrahmen ...

Bilder dieses einfachen, glücklichen Lebens umstanden den sterbenden Maler; sie gaukelten vor ihm her und führten ihn hinaus aus der grauen Öde des zum Sarg gewordenen Bunkers.

Leise bewegten sich Bieglers Lippen.

„Und ob ich schon wanderte ... im finsteren Tal ... fürchte ich kein Unglück ... Denn du bist bei mir ... Dein Stecken und Stab ... trösten mich ..."

Neben dem Freiwilligen, einen Arm um Bieglers Schulter gelegt, atmete stoßhaft der lange Kanadier. Er wiegte den Kopf hin und her, und durch das schwere Röcheln drangen seltsam fremde und doch vertraute Worte.

Der Kanadier sang ein Lied seiner fernen, mächtigen Heimat; er summte es mit rauher, brüchiger Stimme, und Biegler, an des Kanadiers Schulter gelehnt, hörte die Worte wie aus einem tiefen Traum kommen.

In unserm Dorf —
flieg, mein Herz, flieg! —
in unserm Dorf
wohnten zwei Schwestern.

Braun war die eine —
flieg, mein Herz, flieg! —
braun war die eine,
blond die andre Schwester — — —

Die Worte klangen leiser und verloren sich in Murmeln und Schluchzen.

Endlos weite Felder, ein Dorf mit braunen Hütten, unergründlicher Wald traten dem jungen Maler vor das Gesicht, und stumm versank seine schwindende Seele in diesem Bild mit der Seele des andern . . .

Draußen war es schon dunkel, und in diesem Dunkel tobte ein wilder Kampf um die verlorene Trichterlinie. Der deutsche Gegenstoß kam so heftig und unerwartet, daß er in weniger als einer Viertelstunde bereits über die alte Stellung vorgeprallt war.

Unter den ersten Stoßtrupps ging Unteroffizier Schmalz vor. Er hatte den ganzen Nachmittag über

gefiebert vor Ungeduld und war jetzt wie in einem schweren Rausch. Mit drei Pionieren suchte er den verschwundenen Bunker.

Leutnant Göbel ahnte nicht, daß nur zwanzig Schritte von ihm entfernt die Rettung kam. Der Unteroffizier folgte dem zerstörten Laufgraben und war jetzt sicher, bei jedem nächsten Schritt den Unterstand finden zu müssen.

Qualvoll den Mund verzerrt, lag der Leutnant vor der Pritsche. Neben ihm baumelten zwei lange Beine. Er wußte nicht mehr, daß es die Beine des Sanitätsgefreiten waren.

Messer wühlten in seinen Lungen. Jedes Atemholen war ein Dolchstich.

Feurige Lichter tanzten in seinem Hirn und lockten ihn zurück in Vergangenes.

Was es gestern gewesen, daß er mit dem Regiment auszog?

Dort stand doch Klara, die Braut, und winkte ihm?

Nein! ... Klara war es nicht. Der liebste Freund war es, gefallen an einem schönen Maitag auf einem der Hänge vor Arras ...

Draußen hatte der Unteroffizier den umgestürzten Bunker gefunden. Wortlos starrte er auf die glatte, graue Betonwand, die seinen Blick stumpf und grausam aushielt ...

Trüb brannte drinnen die letzte Kerze. Sie war noch halb erhalten, aber ihr Licht erstickte langsam, wie die Menschen erstickt waren, deren Todeskampf sie beleuchtet hatte.

Leutnant Göbel rang mit letzter Kraft um den elenden Rest von Luft, der noch zu atmen war in dem erstickenden Sumpf von Dunst und Brodem. Er sah die Kerzenflamme um ihr dämmerndes Leben kämpfen.

Ehe das verlorene Licht ganz erlosch und ihm selbst die Sinne schwanden, zog der Leutnant seinen Browning. Ihm schien, als hätte er eine Zentnerlast von Stahl an die Schläfe zu heben.

Zwei Schüsse krachten ... Ein schmächtiger Leib sank über die hölzernen Bretter der Pritsche.

Die Todesschüsse des Leutnants Göbel auf sich selber waren die letzten Lebenszeichen des Bunkers 17.

Die Bergung. Die Geschichte von Madlon

Zwei Stunden schufteten die Pioniere schon, was die Muskeln nur hergaben.

Die Umrisse des Bunkers hoben sich auch nach und nach aus dem Boden, aber der Eingang blieb weiter verschüttet.

Unteroffizier Schmalz grub vorneweg. Er handhabte den schweren Pionierspaten mit einer Kraft und Ausdauer, die ihm bei den Helfern Ehre und Ansehen eintrugen.

Darum war es dem Unteroffizier aber gar nicht zu tun. Nur von einem Gedanken wurde er getrieben. „Schnell! ... Schnell ... Ich muß sie noch lebendig herausholen ..."

Wie ein Wilder arbeitete er und trieb die Leute an, die das Antreiben gar nicht brauchten. Jeder wußte, um was es ging. Fünf Minuten gewonnen, das hieß, dem da unten, dem würgenden Tod, acht Menschen aus dem Knochenarm reißen.

Rundum klapperte Gefechtslärm. Doch keiner achtete weiter darauf.

Endlich kamen sie dem Ziel um einen guten Schritt näher.

Ein Pionier war auf die Sohle des Laufgrabens gestoßen. Nun auf dieser Sohle vorwärtsgewühlt, und sie mußten den Bunkereingang haben.

Es geschah aber nicht so schnell und einfach, wie es die verzehrende Ungeduld des Unteroffiziers wünschte. Wohl klirrten nach halbstündiger Rekordarbeit die Schaufeln an die Betonwand.

Der zweite Treffer hatte den Unterstand jedoch gedreht. Das Bunkerloch hatte sich dadurch seitlich in die Grabenwand gebohrt und lag nicht mehr in der Verlängerung des Laufgrabens.

Diese Grabenwand nahmen sie nun unter die Spaten. Von der Sohle des Laufgrabens schaufelten sie sich nach oben.

Im stillen hatte der Unteroffizier gehofft, die Bunkerleute würden entgegengraben. Er hatte sich ausgemalt, wie er den Gefreiten Hiesinger oder den Schützen Scharf, oder wer sonst als erster aus dem Bunker kroch, mit verstellter Stimme anrufen wollte. Er dachte auch jetzt noch an dieses Versteckspiel, aber seiner Vorstellung fehlte doch der rechte Glaube.

Die Pillenbüchse lag grau und so fremd vor ihm wie ein uralter Findlingsblock, den ein längst versunkenes Meer zurückgelassen hat. Schmalz schlug mit einer Beilpicke auf den Beton. Doch kein anderer Laut kam außer dem Nachhall dieses Schlags zurück.

Sein Herz klopfte ihm die grauenhafte Wahrheit mit jedem Atemzug und sträubte sich doch zugleich gegen diese Wahrheit.

Die Kameraden konnten doch auch nur bewußtlos sein, weil sie gar kein Zeichen gaben. Natürlich waren sie bewußtlos. Was denn sonst!

Wann sie wohl verschüttet wurden? Das zu wissen, wäre wichtig. Vor drei Stunden oder vor zwölf Stunden?

Unter solchen Gedanken wühlte der Unteroffizier fort. Wie Feuer brannten die Handballen.

Bei einem neuen Spatenstich fand der Spaten auf einmal keinen Widerstand mehr. Bis zum Schultergelenk stieß Unteroffizier Schmalz in das Loch hinein.

Zehn Minuten später war der Bunkereingang frei. Gespannt lauschten alle, ob sich nichts hören ließe, ein Wimmern oder Stöhnen.

Kein Laut! . . . Keine Bewegung! . . . Nichts von Leben, gar nichts!

Unteroffizier Schmalz starrte auf das wohlbekannte Bunkerloch. Das konnte doch nicht sein! Das durfte gar nicht sein! Tödliches Schweigen gähnte aus dem Unterstand.

Schmalz schüttelte die Betäubung ab und bückte sich, um in den Bunker zu kriechen.

Quer über dem Loch lag einer und versperrte den Zugang.

Die Pioniere holten den Körper heraus. Es war der Bauchschuß, der einzige Mensch im Bunker, dem die Stunde des letzten Grauens erspart geblieben war.
Grell blendete der kleine Scheinwerfer den Unterstand aus.
Unteroffizier Schmalz stand im Bunkerloch und bewegte mechanisch den Lichtkegel von einer Ecke zur andern.
Seine Stiefelspitzen stießen fast an zwei Gestalten, die übereinander gekrümmt vor ihnen lagen.
Der Kopf des Unteroffiziers sank auf die Brust. Minuten, die dann als Ewigkeit im Gedächtnis blieben, rührte er keinen Muskel. Ein Kamerad nahm Abschied von Kameraden. Seine reglose Haltung war eine stumme, nächtliche Parade.
„Mach voran, Korporal! ... Wir müssen zurück ... Die Division wird heut noch herausgezogen ..."
Die Stimme des Pioniers weckte den Unteroffizier.
Noch einmal sah er sich im Bunker um!
Jene zwei, einer den Kopf auf der Schulter des andern, waren das Bunkerkind Biegler und der lange Mensch aus Kanada.
Über der unteren Pritsche lag Leutnant Göbel, den Browning krampfhaft in der rechten Faust.
Die Beine, die dort von der oberen Pritsche herabhingen, gehörten dem Sanitätsgefreiten Hiesinger. Hie-

singers Kopf war unter das Herz des Verwundeten mit dem Brustschuß geschmiegt, als hätte der Gefreite noch im Sterben den Verwundeten abhorchen wollen.

Unteroffizier Schmalz beugte sich nach der Gruppe zu seinen Füßen und beleuchtete sie.

Scharf, der alte Kamerad, und der Zuwachs mit dem flinken Mundwerk!

Und alle tot!

War nicht er, der Unteroffizier Alois Schmalz, schuldig an diesem Tod? Hätte er nicht bleiben und das Ende der Kameraden teilen müssen? Warum war er nicht früher zu Hilfe gekommen?

Der Unteroffizier strich sich über die Stirn.

„Ist ja alles Unsinn!...", hörten ihn die Pioniere brummen.

In Zeltdecken gehüllt, wurden die Toten aus dem Bunker geschafft und nach hinten getragen.

Schmalz verließ den Bunker ganz zuletzt. Er grub das verschüttete Maschinengewehr aus und huckelte es auf. Vorher aber gab er dem Gewehr einen derben Fußtritt und sagte dazu:

„Verfluchte Wurstmaschine!..."

Die Division wurde herausgezogen. Schon seit Einbruch der Dunkelheit waren die Ablösungen im Gange.

Schmalz hatte Kameraden seiner Kompagnie aufgegabelt. Mit ihrer Hilfe gelang es, die Toten des Bunkers 17 die drei Kilometer bis ins Quartier zu schaffen. In einer Scheune wurden sie nebeneinander gelegt.

Es ging schon auf den neuen Tag, und noch immer kamen vereinzelt und in Gruppen Leute von der Kompagnie nach der Scheune. Flüsternd besprachen sie dort das Ereignis.

„Schad um den Leutnant Göbel! ... Aber solche wie der gehn immer bald darauf ... Andre, um die's weniger schad wäre, gehn ins Kasino ..."

„Der lange Sanitätsschnaps hat dir zwar Löcher in den Bauch geredet ... War aber sonst ein Patentkerl ..."

„Also am Dienstag hat der Scharf zu mir gesagt: ‚Lutz', hat er gesagt, ‚sorg dafür, daß Bier da ist, wenn wir aus dem Schlamassel kommen ...' Das hat er gesagt, und Bier wär auch da ... Jetzt kann er keins mehr trinken, der Scharf, und hat's so gern getrunken ... Ist das ein Leben! ..."

„Er dauert mich schon arg, unser kleiner Kunstmaler! ... So ein stiller und anständiger Mensch! ..."

Alle wußten sie Gutes zu sagen, und jeder Nachruf kam aus einer ehrlichen Seele.

Unteroffizier Schmalz hatte seine Unterkunft neben

der Scheune. Er war todmüde, mochte sich aber nicht hinlegen, weil ihn noch eine Pflicht drängte.
Die Tornister der toten Kameraden standen um ihn. Auch hatte er die Leichen durchsuchen und alles, was bei ihnen gefunden wurde, in sein Zimmer bringen lassen. Er saß an einem wackligen Tisch und ordnete die Briefe, Bilder, Notizbücher und Ausweise der Toten.
Die Kompagnie lag eine Stunde rückwärts. Feldwebel Schinzel hatte sicher nichts einzuwenden, wenn ihm der Unteroffizier Schmalz die Arbeit abnahm.
Durch die rauhen, kerbigen Finger des Unteroffiziers liefen in buntem Wechsel Briefschaften, Photos, Bleistifte, Stücke von Granatzündern und aller Kleinkram, der den Soldaten vorn an das Leben bindet.
Sorgfältig achtete Schmalz darauf, daß jedes Stück an seine richtige Stelle kam. Die anfängliche Scheu, die einzelnen Dinge näher zu betrachten, Briefe flüchtig zu überlesen, Bilder anzuschauen, verlor sich bald.
Dieses vergnügt lächelnde Fräulein da war die Braut von Leutnant Göbel. Ob sie wohl noch lächeln wird, wenn ...
In einem mit Bleistift hingekrakelten Brief des Kameraden Scharf las der Unteroffizier: „Unser Korporal, er heißt Schmalz, ist ein famoser Hund ...“ Unteroffizier Schmalz legte den Brief rasch beiseite und

wußte nicht recht, warum ihm auf einmal die Augen brannten.

Am meisten Arbeit machte der Nachlaß des Bunkerkindes Biegler. Schmalz wunderte sich über die zahlreichen Skizzen, die mit Bleistift hingeworfen waren. Wie der Biegler das nur fertiggebracht hatte! Es war doch verboten, zu zeichnen.

Ein vergilbtes Blatt aus einer alten Feldzeitung fiel dem Unteroffizier in die Hand. Auf dem Blatt war ein Teil mit Rotstift eingerahmt.

Schmalz fing an zu lesen. Er las diese kurze Geschichte.

Madlon

Als wir am Abend in Bonviller einrückten, lag das halbe Kaff in Trümmern. Die Sterne schauten in den stinkenden Kuhstall, der uns Quartier gab, und der Mond drängte sein rundes Pausbackengesicht zuweilen neugierig durch das aufgesplitterte Dachwerk. Er zog sich aber immer wieder schnell zurück, denn wir lagen alle schnarchend auf dem Bauch. Mond und Sterne konnten uns gern haben und Gottvater mit allen Erzengeln dazu.

Am andern Morgen roch keiner nach Rosen. Die Kuhfedern noch im Haar und Rock, rannten wir auf die elende Dorfstraße und suchten nach einem warmen Löffelstiel. Der Magen ist des Soldaten streng-

ſter Vorgeſetzter, und Begeiſterung hat noch nie einen Hunger geſtillt.

Vor einem noch halbwegs menſchenwürdigen Bauernhaus ſammelte ſich die halbe Kompagnie. Eine Frau ſollte dort Kaffee kochen und um einen Groſchen verkaufen. Zog nun der Kaffee mehr oder die Frau, kurz, es gab ein Gedränge wie wahrſcheinlich am Jüngſten Tag, wenn die ewige Seligkeit ausgeteilt wird.

Die dämmerige Stube platzte von Soldaten. Wo nur zwei Hinterbacken Platz hatten, machten ſich viere eng. Um den Tiſch drängten die Soldaten, vor dem Ofen, hinter einer Bank und zwiſchen zwei Betten hinterm Verſchlag. Die drei vorhandenen Stühle waren unter ſieben Mann aufgeteilt. Jeder blies mit vollen Backen in die ſiedend heiße Brühe und ſchlürfte lippenſpitzend den Feldkeſſeldeckel aus.

Da ging die Tür auf, und Madlon trat ein. Mit ihr zog ein Gemurmel, tief ſummend, von der Straße herein durch den finſtern Hausflur. Ihre ſiebzehnjährige Schlankheit wiegte ſich in runden Hüften, und in dem blauen, miederloſen Kittel zitterten die jungen Brüſte bei jedem Schritt.

Wir ſteckten ſeit fünf Tagen in den Kleidern und ſahen aus, als hätten wir zweimal ſo lange im Maſſengrab gelegen. Noch geſtern waren Weib und Welt

aus unserem Gedächtnis gelöscht, und hätte einer von Liebe zu reden begonnen, wir hätten ihn ausgelacht.

Nun zupften und putzten fünfzig Männer an sich herum wie Hühner, die von Milben geplagt sind. Einer schielte den andern von der Seite an und freute sich, wenn der andere noch ungewaschener aussah. Alles um Madlon, die schlank und kühl durch die Stube ging und keinen ansah!

Bis zum andern Nachmittag lagen wir in Bonviller. Nicht weit vorne spritzten die Aufschläge haushoch in den Septemberhimmel. Wir sahen und hörten nichts davon. Hunderttausend Klafter tief war der Krieg in den Boden gesunken. Um uns blühte die Erde wie ein friedsamer Garten.

Die Stube bei Mutter Rambouillet war zu jeder Stunde gerüttelt voll. Lauter Soldaten, die Kaffee trinken wollten! Mancher kam auf zwanzig Tassen. Madlon stand am Herd, und das offene Holzfeuer spiegelte sich in dem dunklen, beherrschten Mädchengesicht. Hundert Männeraugen verfolgten jede Bewegung Madlons und saugten sie ein. Mutter Rambouillet hielt es für bedeutsam, zu verkündigen, Madlons Verlobter sei in Toul als Dragoner eingerückt. Das Mädchen empfing dadurch nur neuen Reiz.

Madlon spürte wohl, daß sie in einem feurigen Kreis von Wünschen stand. Das verriet mancher rasche, von unten aufzielende Blick. Sie lachte aber nur ein tiefes, gurrendes Lachen über alle Komplimente, die oft recht deutlich ausfielen. Jeder warb auf seine Weise; der eine zart und achtsam, der andre plump und täppisch wie ein junger Hund.

Dreißig selige Stunden atmeten wir den Duft des Lebens und vergaßen darüber fast, wie der Tod doch so muffig riecht. Einer bewachte den andern, und alle bewachten Madlon, die keinen Schritt tun konnte, ohne zwanzig Beschützer hinter ihrem Rocksaum. Ein seltsameres Spiel ist noch nicht gespielt worden. Alle hatten die gleiche Lust, und weil alle sie hatten, kam keiner über das Schmachten hinaus. Wir hätten jeden totgeschlagen, der auch nur mit dem Finger an Madlon rührte.

Dann gingen wir vor in Stellung. Sie war danach. Dicht neben uns stank die Latrine zum Himmel.

An den Rand der Geschichte hatte Biegler Bleistiftskizzen gezeichnet: einige Feldgraue, kaffeeschlürfend, eine umfängliche Matrone, wahrscheinlich die brave Mutter Rambouillet, und in mehrfachen Ansätzen einen kapriziösen Mädchenkopf, der Madlon darstellte.

Unteroffizier Schmalz sah diese Stricheleien aufmerksam an. Ein großer Kunstkenner war er ja nicht, aber die Liebe und die Andacht spürte er doch heraus, die in diesen Strichen einem Sonntagserlebnis der Front nachgingen.

Bonviller? ... Mutter Rambouillet? ... Das Mädchen Madlon? Der Kaffee – Appell? ... Aber freilich! ... Das kannte er doch alles.

Unteroffizier Schmalz fühlte sich um zwei Jahre Krieg zurückversetzt. Er grübelte nach und klopfte die Pfeife aus.

War damals nicht auch der Scharf dabei? ... Und der Nützel? ... Und? ... Und? ...

Die Schatten toter Kameraden stiegen auf und grüßten den einsamen Mann in der Nacht.

Warum er es eigentlich tat, bekam er nie richtig heraus. Aber Unteroffizier Schmalz schrieb an den freien Rand unter die Skizze von Madlon mit großen, ungelenken Buchstaben: „Das ist wahr! ... War selbst dabei in Bonviller! ...“

Der Versuch, eine frische Pfeife zu stopfen, gelang nicht mehr. Breit die Arme über den Tisch gespreizt, schlief der Unteroffizier ein.

Es war die vierte Nacht ohne Schlaf.

„Zu den sieben Mädchen". Der Schlag ins Gesicht

Feldwebel Schinzel rauchte keinen Guten. Er war ein alter Kommißknopf und eben vor Kriegsausbruch reif geworden für die Stellung eines Gerichtsdieners. Nach zweiundzwanzig Dienstjahren hatten sich ihm ziemlich alle Geheimnisse des militärischen Betriebs entschleiert.

Äußerlich war der Feldwebel die Zwergausgabe eines Kompagnieherrgotts, ein kleines, cholerisches Männchen, dessen Beine nur schwer eine sanfte Neigung zum Jugendstil unterdrückten. Gewaltig an ihm war der Schnauzbart. Er konnte ihn ohne Anstrengung hinter den Ohren zusammenbinden. Noch erstaunlicher war jedoch die Stimme, die unter diesem Schnauzer vorkam. Sie grollte und donnerte und machte den Feldwebel, wenn er brüllte, noch kleiner, als er von Augenschein war. Wenn Schinzel dachte, so geschah das in streng ausgerichteter Reihe, und was er alsdann sprach, war genau so einleuchtend wie ein Exerzierhof.

Am Krieg hatte Schinzel nur auszusetzen, daß es just zum Klappen kam, als der Feldwebel Schinzel heim-

licher Herr und Gebieter eines ländlichen Amtsgerichts werden sollte. Er glaubte da an keinen Zufall und hielt es für eine auf den Feldwebel Schinzel berechnete Gemeinheit der Diplomaten. Von denen redete er darum auch in sehr starken Ausdrücken.

Der Unteroffizier Schmalz ragte nicht über das Mittelmaß militärischer Körperlänge hinaus. Wie er aber in der Schreibstube vor dem Feldwebel stand, war es nicht zu vermeiden, daß er auf Schinzel herabsah.

„Wieder einmal glücklich durchgerutscht, Schmalz?... Das freut mich ... Was bringen Sie denn Neues mit?..."

Gemüt belastete den Feldwebel nicht übermäßig. Es gab ihm aber doch einen Riß beim Anblick der von Schmalz geordneten Hinterlassenschaften.

„Daß es immer die Besten sein müssen!... Herr Leutnant Göbel war ja nicht von meiner Kompagnie ... Ich weiß aber trotzdem Bescheid ... Der Freiwillige Biegler ist also auch dabei?... Da in meinem Pult liegen seine Gefreitenknöpfe ... Die kann ich jetzt auch mit heimschicken ... Scharf?... Scharf?... Eija!... Das ist doch diese versoffene Nudel gewesen?... Übrigens sonst ein tüchtiger Soldat!"

Unter der Litewka holte der Feldwebel einen mächtigen Schlüsselbund vor und sperrte die verschiedenen Päck-

chen der Gefallenen weg. Er strich den flachsblonden Schnauzbart.

„Sie sind zum Vizefeldwebel eingereicht, Schmalz!... Habe ich Ihnen das schon gesagt?... Die Sache läuft... Jeden Tag kann die Beförderung kommen... Halten Sie sich nur wie bisher!... An mir soll's nicht fehlen..."

Diese Botschaft erschütterte den Unteroffizier Schmalz weniger stark, als Schinzel erwarten durfte. Schmalz dankte natürlich dem Feldwebel. Jedoch überschwenglich klang dieser Dank nicht.

„Was ist denn los mit Ihnen, Schmalz?... Sie tun ja, als wenn ich Ihnen gesagt hätte, daß morgen voraussichtlich die Sonne scheint... Was sie sicher auch tun wird!... Naja!... Kann es mir schon denken!... Ist auch nicht einfach, auf einen Schlag soviel gute Mannschaften zu verlieren... Aber ich wäre auch lieber an meinem Amtsgericht als hier außen..."

War von Schinzel einmal die Platte des Amtsgerichts eingelegt, so mußte sie auch abschnurren, gleichgültig, ob der Zuhörer sie schon gehört hatte oder nicht. Der Unteroffizier Schmalz kannte die Platte auswendig. Er hütete sich trotzdem, Schinzel zu unterbrechen. An dieser Stelle war der Feldwebel kitzlig.

„Und dann: Was ich noch sagen wollte!... Mit Urlaub wird es nichts... Für die nächsten drei Wochen

ist er allgemein gesperrt. Aber wenn Sie Lust haben, Schmalz, und nach der Stadt fahren wollen, da kann ich Ihnen schon einen Erlaubnisschein geben ..."

Schmalz überlegte nicht lang. Warum sollte er nicht in die Stadt fahren? Es gab dort allerhand zu sehen und zu hören, ein guter Schluck Bayerischbier war auch nicht zu verachten, und wem die Lust kam, der ging ins Estaminet „Zu den sieben Schwestern". Im Soldatenmund hieß die Firma freilich etwas anders. Dieser Mund drückte deutlich und frei von jeder Zimperlichkeit die Zahl der Hinterbacken von sieben Mädchen aus.

Der Feldwebel unterschrieb den Erlaubnisschein, und eine Stunde später saß Schmalz bereits in der rumpligen Feldbahn, die täglich viermal von der Front in die Stadt und wieder zurück fuhr.

Die Stadt war Etappenhauptort und Sitz des Armeeoberkommandos.

Es wimmelte von Soldaten. Alte Landstürmer, Schläfen und Bart schon angegraut, schoben sich neben blutjungen Kanzleischreibern vorbei, die daheim einen Papa hatten, welcher Papa wieder einen Bekannten hatte, der mit einem Stabsarzt auf du und du stand. Junge Leutnants, eben der Notreife ihres Gymnasiums entsprungen, trugen stolz ihre funkelnagelneuen Achselstücke spazieren. Aber auch Herren in den

besten Jahren schritten gewichtig einher, sahen wohlgenährt und gut rasiert aus und prunkten mit den sonderbarsten Abzeichen. Wer sich auskennen wollte unter diesen Kreuzen und Sternen, Strichen und Stäben mußte schon ein Licht auf dem Gebiete der Uniformkunde sein. Die andern errieten nie genau: Stand nun dieser martialisch blickende Major einer Hühnerzuchtanstalt vor, oder leitete er eine Nudelfabrik hinter der Front?

Manchmal tauchte aus dem Trubel auch ein Mann der ersten Linie und war dann sofort die auffälligste Erscheinung. Stahlhelm am Leibriemen, Gewehr umgehängt, ungewaschen und nicht rasiert, den ganzen Dreck der Stellung an der Uniform und bisweilen auch mit einem Verband, durch den das Blut geschlagen war: So schritt der Grabenmann seines Wegs, und das bunte militärische Treiben der Etappe wurde zur Maskerade, wo er erschien.

Allein schon der finster gespannte Ausdruck des erloschenen Gesichts strafte den aufgepappten Glanz, das bunte Flitterwerk der andern mit einer Verachtung, die stumm zwar, doch ungemein sprechend kam.

Der Unteroffizier Alois Schmalz aus Rengersreuth — 27 Häuser! — hatte die letzten sechs Jahre vor dem Krieg in der Großstadt gearbeitet als Maschinist einer Gießerei. Diese Stadt war doppelt so groß wie der

Etappenhauptort, und am Verkehr gemessen noch wesentlich größer.

Bäuerische Unbeholfenheit konnte es also kaum sein, was den Korporal zaudern ließ, den Bahnhofplatz zu überschreiten. Auch hatte er sich vor dem Ausflug nach der Stadt halbwegs menschenwürdig hergerichtet. Das Frontschwein war freilich nicht zu verkennen.

Der Gegensatz war es, der Schmalz zögern ließ. Der Gegensatz sprang ihm zu unvermittelt vor die Augen und verwirrte ihn.

Da brodelte vor ihm der weite Platz. Menschen eilten darüber hin und gingen aufrecht, wie Menschen gehen sollen, nicht ewig geduckt und schleichend, um sich am Tod vorbeizudrücken.

Helle Sonne lag auf dem Platz und hüllte das bewegte Leben in freundlich heitre Farben.

War es die gleiche Sonne, wirklich die gleiche Sonne, die zur gleichen Stunde auf Gräben und Verhaue schien, auf Trichter des Todes und Gruben der Verwesung?

Schmalz atmete tief auf.

Vor zweimal vierundzwanzig Stunden noch im Niemandsland versteckt, nicht anders daran wie ein Hase, der das Loch in der Treiberkette sucht, und jetzt hier!

Eine verzwickte Sache, dieses menschliche Leben!

Der Unteroffizier Schmalz schlenderte gemächlich über

den Bahnhofsplatz und bog in eine breite Nebenstraße ab. Er hatte Zeit, seine eigene, unter keinen fremden Befehl gestellte Zeit, und konnte damit anfangen, was ihm beliebte.

Eine Stunde ging Schmalz die Straßen auf und ab, ohne festes Ziel, nur dem Genuß hingegeben, daß er gehen konnte, wie es ihm gefiel, und daß er sich nicht auf den Bauch werfen brauchte, wenn drüben jemand einen Hebel niederdrückte. Dann besann er sich auf eine Kneipe, wo Bayerisches geschänkt wurde.

Die Kneipe war gerammelt voll. Breit und lärmend hockten sie da, die Feldmütze verwegen nach hinten oder aufs Ohr gerückt, tranken und rauchten, redeten miteinander und durcheinander und riefen sich über die Tische weg an.

An einem Tisch wurde Schmalz erkannt. Ein untersetzter Infanterist mit einem Fußlappenbart winkte ihn heran.

„Rückt enger zusammen, ihr Brüder von der Infanterie! ... Der Korporal muß noch an unsern Vereinstisch ... Na, altes Haus, wie geht's und steht's denn? ..."

Der Mann, dem die zwei Fußlappen um die Ohren baumelten, war ein Unband an Lebensfreude. Er pfiff und schnalzte, rieb die Hände wie einer, der eben das beste Geschäft abschließt, und gurgelte ein Lachen, das ansteckte.

Schmalz zwängte sich an die Seite dieses Spaßvogels und tat tüchtig Bescheid aus dem hergereichten Bierglas. Das Gespräch war schnell angekurbelt. Alte Erinnerungen stiegen auf und wurden besprochen.

Nur sehr selten wurde dabei der Krieg gestreift, und dann meist auch nur, wo ihm eine menschliche Seite oder ein lustiger Zug abgewonnen werden konnte. Von den Entbehrungen und Leiden des Frontlebens kam kaum etwas zum Vorschein, und von Taten gar wurde wie auf Verabredung geschwiegen.

Diese Männer, deren jeder dem Tod schon hundertmal getrotzt hatte, machten davon nicht das geringste Aufheben. Wenn schon geprahlt wurde, so geschah das immer zum Ruhm einer Gruppe: der Korporalschaft, der Kompagnie, des Regiments oder der ganzen Landsmannschaft. Keiner redete von sich allein; immer hieß es: „Wir haben damals ..."

Große Gesichtspunkte entwickelten bloß die Heimkrieger, denen das Trommelfeuer aus den täglichen Telegrammen bekannt war. Die Männer des Trommelfeuers hielten sich an das Nächste, an Essen und Trinken, Rauchen und Schlafen, an den Dienst in der Ruhestellung und an die Vorgesetzten.

„Den Ludern da droben fällt jeden Tag eine neue Schikaniererei ein ... Da haben sie ausgeknobelt, daß die Mannschaft nicht mehr vorschriftsmäßig grüßt ...

Weil's davon abhängt, ob wir den Krieg verlieren oder nicht! ... Unser Spinnmeister von Oberstleutnant läßt nun jeden Tag zwei Stunden ausrücken und Einzelvorbeimarsch mit Handaufnahme üben ... So ein Quatsch! ..."

Der ganze Tisch gab seine Meinung dahin ab, daß die Drillerei hinter der Front Quatsch wäre. Es war nicht leicht, den Krawall zu durchdringen, denn alle gaben diese Meinung zugleich ab.

Ruhig verhielt sich allein der Nachbar des Korporals. Er blies in sein frisch gebrachtes Bier, trank einen Schluck, der einer durstigen Kuh Ehre gemacht hätte und wartete ab, bis sich der Krach legte. Dann zwinkerte er schlau im Kreis.

„Recht habt ihr schon, ihr Männer vom Gebirg! ... Aber warum brüllt ihr denn gleich so? ... Meine Kompagnie rückt auch jeden Nachmittag aus und exerziert ... Ich war noch kein einziges Mal dabei ... Es geht glänzend ohne mich ..."

Die Runde bewieherte den Witz, und der Spaßvogel schob die Fußlappen aus dem Gesicht, ehe er fortfuhr.

„Exerzieren auch noch! ... Handaufnahme! ... Jawoll: an die Nase, aber nicht an die Kopfbedeckung, soundso viele Finger breit über dem Mützenrand! ... Die Brüder wissen bloß nicht, was sie anfangen

sollen vor Faulheit ... Drum möchten sie uns triezen ..."

Unteroffizier Schmalz war nie ein Freund des Drills gewesen. Es schien ihm jetzt aber doch nötig, ein Wort zu sagen.

„Das mit dem Exerzieren hinter der Front gefällt keinem Alten, der die Geschichte von der aktiven Dienstzeit her satt hat ... Aber der Ersatz, das junge Gemüse? ... Ist es denn gar so arg, wenn die jeden Tag zwei, drei Stunden ausrücken ... Wir haben es noch viel länger gemußt ..."

Der Einwand des Korporals wurde als begründet anerkannt. Aber nur für den Ersatz und noch dahin eingeschränkt, daß Männer über dreißig Jahre kein Exerzieren hinter der Front nötig hätten, am wenigsten, wenn ein achtzehnjähriger Leutnant die Aufsicht dabei führte!

Das Thema: Exerzieren hinter der Front galt damit für erschöpfend behandelt und wurde verlassen.

Nachdem ein volltönendes Lob auf das bayerische Bier gesungen und ein raffgieriger Marketender durchgehechelt war, schwenkte das Gespräch auf das Essen über, diese unerschöpfliche Quelle des lebhaftesten Meinungsaustausches unter Soldaten.

Ein langer Kanonier, der sich einer sehenswerten Nase erfreute – sie war nicht größer als ein elektrischer Klingelknopf – nahm das Wort.

„Vorigte Woche haben sie uns Heringe gegeben für zu Abend ... Die haben vielleicht gestunken! ... Ein Eskimo hätt' sich da gekotzt ... Keiner rührte dieses Saufutter auch nur an ... Wie's dann dunkel war, sind die Heringe eingesammelt worden ... Wir haben Löcher durch die Schwänze gebohrt und die Heringe auf Schnüre gezogen ... In der Früh sind auf einmal drei solche Heringsgirlanden dagehängt, eine am Quartier vom Oberleutnant, eine beim Feldwebel und die dritte beim Küchensergeanten ... Einen Krach hat's da gegeben, aber erwischt haben sie doch keinen ..."

Das Gelächter über diese eigenartige Ehrung war laut und fröhlich.

Aber durch alle Witze und Eulenspiegeleien, die über die Verpflegung aufgetischt wurden, klang ein ständiger Unterton von Wut und Erbitterung, der besonders den Abstand von Mannschaftskost und Offiziersküche unterstrich.

Über Orden und Ehrenzeichen wurden sehr unvorschriftsmäßige Meinungen geäußert.

Der Nachbar des Korporals schnitt diese Frage an.

„Also: das E. K. I war doch mal eine Sache!... Das ist aber schon lang her ... Heut läuft jeder Schnösel von der Intendantur damit herum ... Auf einen Mann, der es ehrlich verdient hat, treffen zehn Schieber, die fein warm hinten hocken und andauernd

Druckpunkt nehmen ... Ich drück mich ja auch, wo's irgend geht ... Dafür verlang ich aber keine Auszeichnung ..."

Der Tisch stimmte einmütig zu und ermunterte den Sprecher zum Fortfahren.

„Natürlich drück ich mich, wo ich nur kann! ... Aber krank gemeldet hab' ich mich noch keinmal, wenn's vor in Stellung geheißen hat ... Meine Ruh will ich hinten haben und einen anständigen Fraß ... Das Gerede von Ruhm und Ehre und so weiter können sie sich schenken ... Den Ruhm und die Ehre kennt man! ... An der Somme waren wir zehn Tage eingesetzt und sollten abgelöst werden. Was fällt da unserm Herrn Divisionär ein, diesem alten Schlotterich, der den Knieschnackler hat? ... Er meldet, daß die Division noch in der Lage ist, drei Tage zu halten!... Und warum meldet er das? ... Weil ihm der Pour le mérite noch nicht beim Hals herausgehängt ist. Er hat ihn dann gekriegt ... Unsere Kompagnie ist mit vierundvierzig Mann von fast zweihundert in Ruhe gekommen ... So war's bei der ganzen Division ..."

Beispiele dieses Ehrgeizes, wie er auf Kosten der Truppe entwickelt wurde, steuerten noch einige Redner bei. Die Stimmung wurde dadurch keineswegs gedrückt. Ganz im Gegenteil wurde es mit jedem Glas gemütlicher.

Die Gesichter glühten, die Köpfe rauchten, in den Augen glänzte Lust am Leben und jene fidele Neigung, der Welt auf Ja oder Nein einen Haxen auszureißen. Nicht der Tisch, an dem Schmalz saß, allein, die ganze Kneipe war aufgekratzt. Etliche pröbelten bereits an ihren Stimmen trotz dem frühen Nachmittag.

Eine Ziehharmonika gab der Stimmung den Weg frei. In einer Ecke wurde sie gespielt. Seelenvoll quietschend und näselnd, schnaufte sie asthmatisch auf, wenn sich der luftleere Balg wieder füllte.

Erst begannen nur einige, aber bald sang die ganze Kneipe:

„Schenk uns amal Bayerisch ei,
Bayerisch wolln mer lusti sei ..."

Dieser Wink wurde vom Wirt und von den beiden stramm gewachsenen, flachsblonden Töchtern verstanden und nach Vermögen befolgt. Allgemeines Zutrinken von Tisch zu Tisch kittete die lustige Bande noch enger. Und weil, wenn Mund und Magen, Nasen und Ohren etwas haben, auch das Gemüt sein Recht will, spielte die Ziehharmonika ein schmachtendes Soldatenlied.

„In des Gartens dunkler Laube,
bei dem hellen Mondenschein,
saß ein Jäger in der Laube
bei seinem Liebchen so ganz allein.

„Liebe Lina", sprach er leise,
„Lina, laß dein Weinen sein!
Übers Jahr, wenn die Rosen blühen,
werd ich wiederum bei dir sein . . ."

Vierunddreißig Strophen hat dieses Lied. Die Sänger ließen keine einzige unter den Tisch fallen.
Unteroffizier Schmalz war selig. Er trank, ohne sich zu überhasten, Glas nach Glas und sang aus voller Kehle mit. Beim Singen schloß er die Augen so weit, daß nur noch ein kleiner Spalt offen blieb. Von Natur her ein verschlossener Mensch, der nichts mehr scheute, als Gefühl zu zeigen, liebte er rührselige Lieder für sein Leben. Allein hätte er keinen Ton aus sich gebracht, doch in dieser Gesellschaft gleichgestimmter Seelen strömte er seine überschüssige Empfindung aus. Wie ein Luchs wachte er, daß kein Wort von dem ausgelassen wurde, was sich Lina und ihr Jäger zu sagen hatten. Er scheute auch nicht zurück, als Ton und vor allem Text der Gesänge derber und deutlicher wurden.

In Hamburg steht ein schönes Haus . . .
(Um dreizehn Pfennige!)
Und da schaut eine schwarzbraune Nonne heraus.
Valleralleri — valleralara . . .
(Um dreizehn Pfennige!)

Der Kehrreim wurde von allen kräftig hinausgeschmettert, am lautesten vom Korporal Schmalz, der dabei dem älteren Mädchen vertraulich zublinzelte.

Noch viele schöne und seltsame Lieder bekamen an diesem Nachmittag und Abend die Wände des Lokals zu hören, daß sie sich sehr verwundern mußten. Wie ein behagliches Schmunzeln glitt das letzte Sonnenlicht über diese Wände.

Der Unteroffizier Schmalz hatte getrunken, wie es sich für einen Mann ziemt. Wenn später einige Zeugen bekundeten, Schmalz wäre fürchterlich betrunken gewesen, so taten sie es, um den Korporal herauszuhauen. Er befand sich wirklich nur in jenem gehobenen Zustand, der die Welt von der rosigsten Seite nimmt, als er an die Heimfahrt dachte und aufbrach.

Der Abschied gestaltete sich herzlich und geräuschvoll.

Die ersten paar Schritte wankte Schmalz, aber das kam vom Übergang aus dem Kneipendunst in die frische Luft. Er hatte sich sofort wieder im gleichen und schritt geruhsam nach dem Bahnhof. Leise pfiff und summte er vor sich hin und war vollkommen zufrieden mit seinem Ausflug ins menschliche Leben. In Gedanken schrieb er den Tag bereits auf ein Blatt seiner liebsten Erinnerungen.

Auf dem Bahnsteig war großer Verkehr. Ein Trans-

portzug mußte kurz vorher eingelaufen sein. Die Soldaten standen in größeren und kleineren Gruppen herum und steckten die Köpfe zusammen. Verwünschungen wurden laut und ein dumpfes Murren. Dazwischen gellten auch Pfiffe.

Unteroffizier Schmalz wandte sich an den nächsten Mann und erkundigte sich über das Woher und Wohin. Der Transport war seit neun Tagen auf der Fahrt und vor sechzig Stunden zum letztenmal verpflegt worden. Die hungrigen und müden Leute hatten auf diese Station gehofft, lagen aber schon drei Stunden im Bahnhof, ohne daß sich etwas von Essen und Trinken bemerkbar machte. Sie waren gereizt und hielten mit ihrem Unmut nicht zurück.

Eine bellende Stimme ließ sich vernehmen, und ein rundlicher Oberleutnant schoß auf dem Bahnsteig hin und her. Er brüllte jeden an, der ihm in den Wurf kam. Auf den ersten Blick schaute der Mann fast gemütlich aus, bis er den Mund auftat. Da kam dann jener Ton herauf, den der Soldat am meisten haßt. Dieses Faß von Offizier rechnete zu jener bekannten Gattung, die alles mit dem Brustton einer von sich überzeugten Autorität schaffen will.

Eben brüllte der Oberleutnant emsig einen jungen Soldaten an, der Schmalz – warum eigentlich, wurde ihm niemals klar! – an den Freiwilligen Biegler er-

innerte. Dem Korporal prickelte die Kopfhaut. Er drehte sich um und ging den Bahnsteig hinauf.

Da sauste der Oberleutnant auf Schmalz los wie ein von Bremsen geplagter Stier und schrie ihn an.

„Was lungert der Kerl hier herum? ... Ein Unteroffizier auch noch! ... Scheren Sie sich zum Teufel, oder ich mach Ihnen Beine! ..."

Was sich nun abspielte, konnte nie ganz geklärt werden.

Der Oberleutnant taumelte, von einem heftigen Hieb ins Gesicht getroffen, blutete aus Mund und Nase und griff nach seiner Gürteltasche. Bevor er den Browning ziehen konnte, warf ihn ein Fußtritt zwischen die Gleise.

Ruhig, ohne sich vom Fleck zu rühren, stand ein mittelgroßer Unteroffizier auf dem Bahnsteig und erwartete die Wache.

Eine Stunde später saß der Unteroffizier Schmalz im Militärarrest. Er hatte sich ohne Widerstand abführen lassen.

Auf der Drehscheibe. „All meini Zimmer, die freia mi nimma"

Der militärische Untersuchungsrichter, ein bekümmert dreinschauender Staatsanwalt im Hauptmannsrang, blätterte nervös in seinen Papieren und suchte einen Akt heraus. Er wog den blauen Deckel zögernd in der linken Hand und schlug ihn endlich auf.

Zum achten Male vergrub sich der Untersuchungsrichter in den Fall Alois Schmalz, Unteroffizier einer Maschinengewehrkompagnie, angeklagt wegen Achtungsverletzung vor versammelter Mannschaft und schwerem tätlichem Vergreifen an einem Vorgesetzten.

„Die Geschichte macht mich noch blödsinnig", brummte der Untersuchungsrichter. „Glänzend qualifiziert von allen Seiten ... Tadellose Führung! ... Bis zu dem Abend! ... Ein ausgezeichneter Soldat! ... Inzwischen zum Vizefeldwebel befördert! ... Wie kommt der Mensch dazu? ... War allerdings vorher sieben oder acht Stunden im Wirtshaus ... Da ist aber gar nichts vorgefallen ... Unbegreiflich, ganz unbegreiflich! ... Wollen noch einmal die Zivilakten durchgehen! ... Gütlerssohn aus Rengersreuth, zuletzt

Maschinist ... Auch in Zivil unbestraft! ... War frei organisiert! ... Hm! ... Hm! ... Ist das vielleicht der Grund? ... Quatsch! ... Da gäb's ja keinen Vorgesetzten ohne Prügel mehr ..."

Der Richter steckte eine Zigarre an, verschränkte die Hände hinter dem Rücken und trippelte im Zimmer auf und ab. Der Fall beschäftigte ihn sichtlich. Der Richter drückte auf einen Klingelknopf. Die Ordonnanz stand stramm an der Türe.

„Der Arrestant Schmalz soll hergeschafft werden!..."

Alois Schmalz hatte sich in der Woche, die er nun im Militärgewahrsam saß, nicht verändert. Seine ruhige, zurückhaltende Art war geblieben.

Der Untersuchungsrichter lüftete die Brille und sah mit kurzsichtigen Augen nach dem Häftling.

„Nun, Schmalz, erzählen Sie noch einmal ganz genau was eigentlich geschehen ist! ... Besinnen Sie sich gründlich und sagen Sie alles, was zu sagen ist!..."

Schmalz begann seinen Bericht mit der Fahrt nach der Stadt. Er schilderte eingehend die Stunden in der Kneipe und ließ das gehabte Vergnügen ohne falsche Scham erkennen.

Der Richter hörte aufmerksam zu. Jetzt warf er eine Frage dazwischen.

„Einen Augenblick! ... Sie waren also recht vergnügt. Kann ich mir denken! ... Aber, sagen Sie, ist dort

nicht bereits geschimpft worden, über die Offiziere und so? ... Sie verstehen doch."

Am Verstehen fehlte es bei Schmalz nicht. Er wußte gut, wohinaus diese Frage zielte.

„Wir haben halt geredet, was überall geredet wird ... Das meiste davon hab' ich gar nicht gehört ... Ich war doch schon aufs Singen gespitzt ..."

Gewissenhaft zählte Schmalz die Lieder auf, die gesungen wurden, und etwas betroffen nahm der Richter die Titel zur Kenntnis. Er hatte bisher geglaubt, daß die „Wacht am Rhein" und „Die Vöglein im Walde" den Liederschatz des deutschen Heeres ausmachten.

„Und dann war da auch ein junger Soldat ... Eine Brille hat er getragen ... Wie den der Herr Oberleutnant so angeschrien hat, ist mir auf einmal der Biegler in den Sinn gekommen ..."

Ein Handzucken des Richters unterbrach Schmalz.

„Biegler? ... Wer ist Biegler? ... Den Namen nennen Sie zum erstenmal ..."

Mit ein paar knappen Sätzen gab Schmalz die verlangte Auskunft.

„Ich hab' ihn die Nacht vorher herausgeholt ... Und der junge Soldat hat ihm ähnlich gesehen ... Wie dann der Herr Oberleutnant auf mich zugerannt ist und mich einen Kerl geheißen hat, da ist es eben geschehen, Herr Hauptmann! ... Ich weiß selber nicht, wie ..."

Während dieser ganzen Erzählung von Biegler hatte sich der Richter Notizen gemacht. Er fragte noch einiges, dann wurde Schmalz abgeführt.

Über dem Verhör war die Zigarre weggelegt worden und ausgegangen. Nun zündete sie der Untersuchungsrichter wieder an und setzte den Spaziergang im Zimmer fort. Er sprach mit sich selbst.

„Die Geschichte wird immer toller ... Das mit diesem Biegler verwickelt den Fall noch mehr ... Ich verstehe das schon ... Holt in der Nacht vorher einen verschütteten Kameraden heraus! ... Famoser Mensch übrigens, dieser Schmalz! ... Ja, also! Holt den heraus und trifft bei der Geschichte einen andern, der dem gefallenen Kameraden ähnlich sieht ... Wie bring ich das aber in meinem Tatbestandsbericht an, daß die Hornochsen vom Feldgericht es auch begreifen? ... Der Teufel mag das ganze Handwerk holen ..."

Die Schritte des Richters wurden immer kürzer und zappeliger. Er paffte geistesabwesend an der Zigarre und scheuerte Kinn und Nase.

Plötzlich hellten sich die verkrampften Züge auf. Der Richter ging zum Schreibtisch, legte sich den Akt zurecht und schrieb einen Antrag hinein, der Arrestant Schmalz sei ärztlich zu untersuchen und auf seinen Geisteszustand hin in einer Anstalt zu beobachten.

„Die einzige Möglichkeit, dem Menschen das Schlimmste

zu ersparen!" brummte der Richter in sich hinein, stülpte seufzend die Mütze auf und verließ mit einem unzufriedenen Blick das Zimmer.

Andern Tags beklopfte ein dicker Stabsarzt den Unteroffizier Schmalz von allen Seiten, guckte ihm in Mund, Nase, Ohren und Augen und ging dreimal im Kreis um Schmalz herum. Der Arzt forschte nach Eltern und Großeltern, zeigte lebhafte Teilnahme für den väterlichen und großväterlichen Durst und war mit der empfangenen Auskunft wenig zufrieden. Was ein ärgerliches Grunzen bewirkte!

Stabsarzt Dr. Frucht nannte außer einem stattlichen Bauch noch ein Prachtstück von Glatze sein eigen. Er tippte auf diese Glatze, in die ungefähre Gegend des längst nicht mehr vorhandenen Wirbels.

„Hamm Se nicht an der Stelle da manchmal Schmerzen?" fragte er den Unteroffizier.

Als Schmalz verneinte, fuhren die Wurstfinger des Stabsarztes die spiegelblanke Glatze herunter bis an den hinteren und oberen Halsansatz. Dort prangten bei Dr. Frucht drei ansehnliche Wülste und schoben sich über den Kragen der Uniform. Von diesen drei Falten im Genick trug Dr. Frucht den überraschenden Spitznamen: „Der Dreifaltigkeitsdoktor".

„Aber hier müssen Se doch was spüren?... Ein Ziehen oder Krabbeln?" forschte Dr. Frucht wißbegierig weiter.

Schmalz sah nicht ein, warum er unbedingt etwas spüren mußte und antwortete wiederum nur mit einem „Nein, Herr Stabsarzt!"

Dr. Frucht guckte bestürzt in die leere Luft wie einer, dem seine ganze Wissenschaft abhanden gekommen ist, kratzte den Speck im Genick und brummte dann ungehalten: „Is gut!... Führen Se den Mann ab!..."

Der Stabsarzt drehte den Federhalter in den Fingern, klopfte sich damit die linke Handfläche und schrieb seinen Befund nieder. Er schmatzte dabei wie ein Feinschmecker und überlas den Schrieb nochmals.

„Etwas muß bei dem Mann nicht richtig sein!... Es läßt sich nur nicht auf den ersten Blick sagen, was... Nach einem Simulanten schaut er nicht aus... Eher nach dem Gegenteil!... Solln se ihn sechs Wochen beobachten!..."

Doktor Frucht hängte dem Antrag des Untersuchungsrichters auf Beobachtung des pp. Schmalz sein ärztliches Einverständnis an und wandte sich seinem übrigen Tagwerk zu.

Zehn Tage nach dem Vorfall auf dem Bahnhof wurde der Unteroffizier Schmalz der Beobachtungsstelle zugeführt. In der Soldatensprache führte diese Anstalt den anschaulichen Namen „Drehscheibe".

Es war ein graues, düsteres Gebäude. Die dunklen

Treppen und die langen, geweißten Gänge verstärkten noch den Eindruck des Finsteren und Abstoßenden. Das ganze Haus roch säuerlich. Dieser Geruch stieß dem Unteroffizier Schmalz sogleich auf und weckte in ihm starkes Unbehagen.

Ein verschrumpeltes Männchen, Gesichtston gelblich wie bei einem Leberkranken, war der Gewaltige dieser Anstalt. Wieselflinke Augen huschten unruhig in dem gelben Gesicht.

Dr. Gurkner las den Akt Schmalz obenhin durch und lächelte boshaft über den Befund des Kollegen Dr. Frucht.

Was hatte der Mann für eine Ahnung von Simulanten! Ihm, dem bekannten Spezialisten, waren Simulanten schockweise zugeführt worden, aber der Schlaukopf müßte erst noch geboren werden, der den Dr. Gurkner hinters Licht führte. Kein Anhalt für Simulation? Wieso kein Anhalt?

Alle Menschen sind geborene Simulanten, und kein Anhalt? Das wäre ja gegen die Natur.

Unteroffizier Schmalz mußte während der ganzen Untersuchung an einen halbreifen Zwergkürbis denken, sooft sein Blick den kleinen Doktor streifte. Aus einem solchen Kürbis mußte dieses Männchen geschnitzt sein.

Was der Doktor nur wollte? Er knobelte die hinter-

hältigsten Fragen aus, verdrehte im Nu die Antworten, die Schmalz klar und bestimmt gab, und schnitt dazu ein Gesicht, das besagen sollte: „Nun? ... Wer hat das Pulver erfunden? ..."

Über zwei Stunden bohrte und stocherte Dr. Gurkner mit spitzfindigen Worten und Augen an Schmalz herum, ohne eine Spur von Wahnsinn zu finden. Er fuhr beinahe aus der Haut über die ruhige, sichere Art des Unteroffiziers und warf Schmalz schließlich fast zur Tür hinaus.

Hätte der Kollege Dr. Frucht etwa doch recht? Das konnte nicht sein, weil es nicht sein durfte. Die Theorie, daß alle Menschen geborene Simulanten sind, bekäme doch sonst ein Loch. Daraus folgte für Dr. Gurkner: Dieser Schmalz war ein geborener Simulant und ein gefährlicher dazu!

Zu diesem Ergebnis kam Dr. Gurkner bei jeder Untersuchung und bei jedem Menschen. Warum sollte er mit Schmalz eine Ausnahme machen? Nach dieser Erkenntnis richtete sich die Behandlung in der Anstalt.

Es konnte einer tun und lassen was er wollte: Das Gegenteil dessen, was er tat oder nicht tat, wurde als die wahre Ansicht und Triebkraft betrachtet.

Die Abteilung, der Schmalz zugewiesen war, unterstand der Obhut eines schweigsamen, Tag und Nacht

auf Filzsocken schleichenden Wärters. Der Mann hatte grüne Augen und einen hämischen Zug im glattrasierten Gesicht. Wenn er sich überhaupt einmal entschloß, ein Wort zu opfern, so geschah es in einem süßlich bedauernden Ton. Dafür beobachtete der Wärter stundenlang durch versteckt angebrachte Sehschlitze seine Pfleglinge, zählte jeden Schritt, den einer machte, trug jedes Kopfkratzen in ein unförmliches Notizbuch ein und war die fleischgewordene Praxis zur Theorie des Anstaltsleiters.

Unteroffizier Schmalz hatte wenig Ahnung vom Betrieb der Drehscheibe und enthielt sich auch zu vieler Gedanken darüber. Doch von der ersten Stunde seiner Einschaffung an war ihm das Haus mit allem Drin und Dran widerwärtig. Er fühlte sich beobachtet, konnte die grünen Augen des Wärters bald nicht mehr ausstehen und fing an, verwirrt und unsicher zu werden. Wie alle einfachen Menschen besaß auch Schmalz eine tiefwurzelnde Scheu vor allem, was mit Geisteskrankheit zusammenhing.

Die erste Nacht schloß Schmalz kein Auge und horchte nur immer auf die unheimlichen Geräusche ringsumher. Da schrie einer schrecklich auf, ein zweiter fiel mit einem untermenschlichen Geheul ein, andere stöhnten und keuchten, und dazwischen klatschte es dumpf und anhaltend.

Von den sechzig Insassen der Anstalt war die Mehrzahl zur Beobachtung eingeliefert. Doch gab es auch einige Fälle, wo jeder Zweifel über den Zustand ausgeschlossen war.

Schon am zweiten Tag wurde Schmalz von weitem mit einem Kranken bekannt gemacht, der sich für den Papst hielt. Ein großer, starker Mensch, breitete er die ganze Zeit über seine Arme segnend aus und murmelte Gebete und Segenssprüche.

Ein anderer war durch Verschüttung irrsinnig geworden. Wurde er nicht ins Bett geschnallt, so kroch er auf allen Vieren im Zimmer herum und suchte ein Loch zum Durchschlüpfen. Dazu wimmerte und quäkte er wie ein Wickelkind.

Ein dritter sang ohne Unterlaß: „Kein schönrer Tod ist in der Welt", immer diese sieben Worte und legte nur eine Pause ein, um zu krähen und mit den Armen zu schlagen wie ein Gockel mit den Flügeln.

Nicht alle Insassen der Drehscheibe waren dem Krieg und seinen Eindrücken geistig bis zu einem solchen Grad erlegen. Es gab harmlose Irre, Veitstänzer, Sprachgestörte und jene sanften Melancholiker, die jedem Lebewesen ängstlich aus dem Weg gingen und oft tagelang keinen Laut über die Lippen brachten.

Ob aber so oder so: Der Jammer schrie zum Himmel, und der Unteroffizier Alois Schmalz aus Rengers-

reuth wachte jeden Morgen schweißgebadet auf, wenn er überhaupt ein Auge zutat.

Drei Tage auf der Drehscheibe genügten, den Unteroffizier Schmalz zu verwandeln. Er sah blaß aus, hatte fahrige Bewegungen angenommen und schreckte leicht und grundlos zusammen. Da er wenig aß und sehr schlecht schlief, hielt der Wärter diesen Umständen die Wandlung zugute. Der Wärter konnte eben trotz allem Spionieren und Notizensammeln einem Menschen nicht ins Hirn schauen.

In diesem Hirn braute sich, unsichtbar nach außen, das Schicksal des Unteroffiziers Schmalz zusammen.

Wortkarg und zurückhaltend war der Unteroffizier immer gewesen. Doch hatte seine Ruhe nie als düsterer Ernst auf andere Menschen gewirkt, weil auf dem Grund dieser Ruhe eine stille Heiterkeit schimmerte, eine angeborene Freude am echten und einfachen Leben. Nun spürte Schmalz erschreckt, daß diese Heiterkeit aus ihm schwand wie der Glanz aus einem Spiegel, der erblindet.

Stundenlang saß der Unteroffizier Schmalz jetzt an seinem Tisch und grübelte in sich hinein. Seine Gedanken waren wie er selbst: einfach, unverwickelt, ehrlich und wurzelhaft!

Einundvierzig Monate war er nun im Feld, zweimal verwundet und viermal ausgezeichnet. Als ganz ge-

meiner Mann war er ausgerückt und bekam nach einem Jahr die Knöpfe, nach zweieinhalb Jahren die Tressen. Er stand vor dem Vizefeldwebel.

Hier schweiften die Gedanken des Unteroffiziers ab. Der krummbeinige Feldwebel Schinzel stand auf einmal im Zimmer und wetterte mit seiner Donnerstimme. Schmalz sah ihn ganz deutlich und hörte auch die derbe Standpauke Wort für Wort.

„Was hab' ich Ihnen gesagt, Schmalz, wie Sie damals in die Stadt fahren wollten? ... Sie sind zum Vizefeldwebel eingereicht. Die Beförderung kann jeden Tag kommen ... Das hab' ich gesagt! ... Und außerdem: Halten Sie sich nur wie bisher! ... Oder hab' ich das nicht gesagt? ... Was tun Sie? ... Fahren in die Stadt, besaufen sich und geben einem Vorgesetzten Maulschellen und Fußtritte! ... Wie steh ich, der Feldwebel Schinzel, jetzt da? ... Hab' ich Sie nicht zum Vize eingegeben? ... Da macht einem doch das ganze Handwerk keinen Spaß mehr! ... Aber wenn ich erst an meinem Amtsgericht bin ..."

Ein ganz leises Lächeln stieg im Gesicht des Unteroffiziers auf und verlor sich in den Mundwinkeln. Alter, brummiger Zopf! Er hatte es immer so gut mit dem Unteroffizier Schmalz gemeint.

Dem Feldwebel noch einmal vor die Augen kommen? Nein! ... Nein! ...

Die Gedanken tasteten sich wieder in Gewesenes zurück.

„Diese Beförderung da", sprang das Grübeln aufs neue um, „eine recht dumme Geschichte! ... Der lange Säbel hätt' sich nicht übel gemacht ... Von den aus Rengersreuth Eingezogenen trug noch keiner einen langen Säbel, wenn er bei der Infanterie war ..."

Die Stirn des Unteroffiziers warf schwere Falten.

„Wie, also, wird der Karren laufen? ... Sechs Wochen halten sie dich hier auf der Drehscheibe ... Nach diesen sechs Wochen bist du bestimmt verrückt, Alois! ... Und wenn auch nicht, was dann?"

Das Bild eines vollbesetzten Militärgerichtes erschien vor Schmalz. In einen dunkeln Saal würden sie ihn führen, wo den ganzen Tag die Gaslampen brennen. An einem langen Tisch sitzen die Richter, vielleicht unter ihnen auch einer, der den Korporal Schmalz kennt. Dann würde die Verhandlung angehen. Der Vorsitzende fragt: „Warum haben Sie es getan, Angeklagter?"

Eine lange Rede spann sich Unteroffizier Schmalz auf diese Frage aus und hielt diese Rede für sich selbst.

„Hoher Gerichtshof! ... Wenn ich auf die Frage des Herrn Vorsitzenden antworten soll, dann muß ich gehorsamst bitten, daß ich etwas erzählen darf, was vorher gewesen ist ... In der Nacht, bevor das geschehen

ist, weshalb ich hier als Angeklagter stehe, war ich noch vorn in Stellung. Wir haben einen Gegenstoß gemacht und unsre alte Linie wieder genommen ... Ich habe mit drei Pionieren den Bunker 17 gesucht, wo meine Kameraden verschüttet waren ... Wir haben den Unterstand dann auch gefunden ... Aber die Kameraden waren tot ... Alle im Bunker erstickt! ... Der Herr Leutnant Göbel hat sich erschossen ... Unter den Kameraden war ein junger Freiwilliger, ein Kunstmaler ... Biegler hat er geheißen ... Wir haben ihn nur das Bunkerkind genannt und sehr gern gehabt ... Wie nun der Herr Oberleutnant auf dem Bahnsteig geschimpft hat, ist er auch an einen jungen Soldaten mit einer Brille gekommen... Dieser Soldat hat mich so an unsern Biegler erinnert!... Ich hab' den Biegler doch erst zwanzig Stunden vorher ausgegraben ... Er hat ganz friedlich ausgesehn und war kein bißchen blau im Gesicht ... ‚Wenn das jetzt dem Biegler passiert wär', und einer schreit ihn so an, wo er doch den schweren Tod gehabt hat!' ist es mir durch den Kopf gegangen ... Da hab' ich mich umgedreht und bin weggegangen, daß ich nichts hören und sehen soll ... Der Herr Oberleutnant ist mir nach und hat mich einen Kerl geheißen ... Wie ein Schlag ins Gesicht von dem toten Biegler ist das gewesen ... Und da ist dann alles gekommen, wie es jetzt ist! ..."

Diese Rede hatte sich der Unteroffizier Schmalz ausgedacht, aber er schüttelte den Kopf bedenklich, je mehr er sich die einzelnen Sätze überlegte.

Wer würde ihm das mit Biegler glauben? Und konnte das Gericht es denn glauben? In den Mienen der Richter würde sicher zu lesen sein, daß sie diese Beziehung auf Biegler für ein Märchen, für eine faule Ausrede halten. Wozu auch diese ganze Spinnerei? Er konnte vor Gericht reden, was er wollte. Seine drei Jahre waren ihm sicher. Vielleicht schickten sie ihn, weil er doch unbestraft war, auf Festung. Was war damit gebessert?

Hart preßte der Unteroffizier Schmalz die Lippen aufeinander.

Drei Jahre!... Das waren dreimal dreihundertfünfundsechzig, im ganzen — eintausend und fünfundneunzig Tage. Er, der noch keine Stunde eingesperrt war, sollte diese Ewigkeit absitzen?

Eine halbe Stunde lang starrte Schmalz auf einen Fleck in der Ecke seines Zimmers. Dort war in etwas über Mannshöhe ein Haken angebracht.

Dann kam völlig unvermittelt eine wilde Lustigkeit über ihn. Er sah sich in die Kneipe zurückversetzt, wo er seine letzten vergnügten Stunden zugebracht hatte. Ohne es recht zu wissen und zu wollen, pfiff und sang der Unteroffizier Schmalz, schnackelte mit den Fingern und hieb sich auf die Schenkel.

Hinter der Tür stand der spionierende Wärter und schrieb in sein Notizbuch. Er hatte schon einige Seiten mit Beobachtungen vollgekritzelt und war befriedigt von seinem Werk. Dr. Gurkner würde ihn sicher loben und für die weitere Behandlung des gefährlichen Simulanten Schmalz aus den Aufzeichnungen wichtige Winke entnehmen.

Aus lauter Vorfreude über das erwartete Lob übersah der Wärter aber eine Kleinigkeit im Benehmen des Unteroffiziers.

Es entging ihm ganz, daß Schmalz, nachdem er sich ausgesungen und ausgepfiffen hatte, mitten im Zimmer stehenblieb, die Halsbinde abnahm und sich mit beiden Händen an den Hals faßte. Auch den Blick auf den Haken notierte der Wärter nicht.

Am nächsten Morgen klopfte der Wärter umsonst bei dem Unteroffizier Schmalz. Das Zimmer war von innen verschlossen, das Schlüsselloch verstopft, und nicht der geringste Laut war zu vernehmen.

Die Tür wurde aufgesprengt. Der Wärter prallte zurück.

Unteroffizier Alois Schmalz aus Rengersreuth hing an dem Haken in der Ecke.

Als der Wärter die Meldung zu Dr. Gurkner brachte, gab es statt des tags vorher erwarteten Lobs ein schreckliches Donnerwetter.

Eilig strampelte der kleine Doktor in das Zimmer und starrte wie von Sinnen auf die Leiche. Hier war jeder Zweifel ausgeschlossen, und auch jede Simulation.
Die Zunge des Toten ragte zwischen den Zähnen hervor und schien höhnisch nach irgend etwas ausgestreckt.
Auf dem Tisch fanden sich Uhr, Brustbeutel, Erkennungsmarke und Briefschaften des Unteroffiziers, alles fein säuberlich geordnet um ein großes Stück Papier.
Es war ein Bogen braunes Packpapier. Dieser Bogen enthielt ein halbes Dutzend Namen von Kameraden des Unteroffiziers Schmalz und diesen Vers aus einem alten Lied:

Mei Häusl is nett und is kla,
aber i bin in dem Häusl alla.
Und all meini Zimma,
döi freia mi nimma,
wal i bin im Häusl alla.

Der Bericht des Anstaltsleiters besagte, daß der zur Beobachtung eingelieferte Unteroffizier Alois Schmalz am vierten Tag des Aufenthalts in der Anstalt seinem Leben durch Erhängen freiwillig ein Ende gesetzt hat. Vermutlich in einem Anfall von Schwermut.
Der Herr Untersuchungsrichter klaubte den Akt

Schmalz heraus, strich nachdenklich das Kinn, bevor er die Feder eintauchte, und schrieb dann abschließend unter den Akt: „Durch Tod erledigt!...“

Den letzten Nachruf sprach Feldwebel Schinzel. Als er die Habseligkeiten des Toten empfing, holte er den mächtigen Schlüsselbund unter der Litewka vor und sprach dabei sehr laut und vernehmlich:

„Verfluchter Unsinn!...“

Es ist nie untersucht worden, ob Schinzel damit nur den Fall des Unteroffiziers Alois Schmalz meinte oder den Krieg schlechthin.

Das ist die Geschichte von der Pillenbüchse, enthaltend Schicksal des Bunkers 17 und seines Führers: Unteroffizier Alois Schmalz aus Rengersreuth, Inhaber der Tapferkeitsmedaille und beider Eisernen Kreuze, die nie auf einer treueren Brust getragen worden sind.

Wieder grünt Frühling auf den Hängen um Rengersreuth wie in jener flachen Ebene, fern im Westen, wo einst der Todesbunker stand.

Im gleichen Winde wiegen sich die gleichen Blüten und ranken um die grauen Reste des Unterstandes wie um den Sockel des Kriegerdenkmals von Rengersreuth.

Dieses Denkmal steht auf halber Höhe über den Häusern und weist sieben Namen auf.

Der Name des Unteroffiziers Alois Schmalz fehlt.

Sohin ist deutlich gesagt, daß Rengersreuth auch künftighin weiter nicht in der Weltgeschichte aufzufallen gedenkt.

UNIVERSITY LIBRARY
NOTTINGHAM

Der Held im Schatten. Autobiographischer Roman. 17. Tausend. kart. 3.—, in Leinen 4.40

Vorwärts: Bröger ist aus fränkischem Holze, ist Blut vom Blute Gottfried Kellers, und im edlen Maße seiner Bildnerkraft erkennt man den Stift eines Dürer. Ich möchte den „Held im Schatten" zwischen Hebbel und den „Grünen Heinrich" auf das Bücherbord des deutschen Volkes stellen.

Die Literatur: Ein starker Wahrheitsdrang, der unbarmherzig seinen Stolz darein setzt, nichts zu verbergen und zu beschönigen, drückt dem Buch das Gepräge auf und hält das Interesse bis zum Schlusse wach.

Flamme. Neue Gedichte. 7. Tausend. geh. 2.—, geb. 2.70

Dieser Band enthält die drei Spiele „Kreuzabnahme", „Kanaan", „Der junge Baum".

Fränkische Tagespost: Wie der Dichter durch Rhythmus und Reim, vor allem durch die Fülle anschaulichster, oft ganz neu geprägter Bilder und Gleichnisse uns das Gedankliche miterleben läßt, das macht die besondere Schönheit dieser Dichtungen aus.

Kamerad, als wir marschiert. Kriegsgedichte. 8. Tausend. geh. —.90, geb. 1.60

Soldaten der Erde. Neue Kriegsgedichte. 4. Tausend. geh. 1.30, geb. 2.—

Ein reifer geläuterter Mann spricht hier. Kein leeres Wort, keine klangvolle Versmalerei: eine ernste Sachlichkeit von zwingender Stärke hat das Wort. Mit großer Kraft und oft hinreißender suggestiver Gewalt werden Momente des Kampfes geschildert. Selten, aber bedeutungsschwer steht zwischen den ehernen Bildern ein Wort an das Weib in der Heimat, eine Erinnerung an Friedensglück, ein leichtes Reiterlied.

Edwin Erich Dwinger

Dwingers sibirische Trilogie ist das größte und eindringlichste Gedächtnismal, das bisher ein deutscher Dichter den Toten des Weltkrieges errichtet hat. Der Ruhm dieses Werkes ist längst über die deutschen Grenzen gedrungen, in neun Sprachen ist es übersetzt. Was hat dieser Vierunddreißigjährige, der als junger Kriegsfreiwilliger in russische Gefangenschaft geriet, zu sagen, daß die Völker der Erde aufhorchen? Das ist seine Größe, daß er die uralte Erkenntnis den Menschen wieder einmal vorgelebt hat: „Stärker als das Schicksal ist der Mensch" und daß er dieses sein und seiner Kameraden Erlebnis kündet mit der überzeugenden Kraft, die das träge Gewissen der Menschheit aufrüttelt.

Die Armee hinter Stacheldraht. Das sibirische Tagebuch 1915—18. 40. Tsd. geh. 4.—, Leinen 6.—

In diesem Buch, in dem deutsches Schicksal Wort und Form gefunden hat, bleibt uns nichts erspart, wie denen, die es erlebten, nichts erspart blieb. Siebzehnjährig, fast noch ein Knabe, wird Dwinger schwer verwundet und gefangen genommen. Sein Weg führt ihn vom Baltikum durch die Moskauer Lazarette in die Gefangenenlager von Totzkoje bis nach Transbaikalien. Fast die Hälfte seiner Kameraden wurde von Frost, Hunger und Seuchen hingerafft. Dwinger ist der Chronist dieser ungeheuerlichen Geschehnisse geworden. Das hielt ihn aufrecht. Seine Tagebuchnotizen sind durch die Vermittlung von Elsa Brändström, der Betreuerin der deutschen Gefangenen, erhalten geblieben. Was er schreibt ist nicht Betrachtung, nicht Darstellung der Leidensstationen von Moskau bis Irkutsk — er zeigt den Menschen, die Kameraden, die im Glauben an die Zukunft sich aufrecht hielten und zusammenbrachen, als dieser Glaube verlorenging. Er zeigt, wie es im einzelnen zuging und wie deutsches Schicksal sich in ihnen vollendete. Sein Buch ist ein Zeugnis geistiger Unbesiegbarkeit und zugleich ein Dokument der Weltkatastrophe.

Zwischen Weiß und Rot. Die sibirische Tragödie 1919—20. 40. Tausend. geh. 4.50, Leinen 6.80

Noch in keinem anderen Buch der Nachkriegszeit wurde die Wende so klar herausgestellt, die der Krieg für die Welt bedeutet: eine Abrechnung der Völker mit den morsch gewordenen Grundlagen der Gesellschaft. Dwinger wächst in diesem Buch über das Persönliche hinaus, überall bricht die Weltgeschichte ein: äußerlich im Kampf Koltschaks gegen die Rote Armee, innerlich in dem Ansturm des Neuen gegen das Alte. Daß über dem Grauen der Geschehnisse stets die Verantwortung des einzelnen gegenüber dem Ganzen steht, gibt dem Buche seinen Bekenntniswert. Ein neuer Sinn des Seins wird lebendig: das Erlebnis der Nation, das dem Kriegsgefangenen fern der Heimat im scheinbar sinnlosen Sterben eines fremden Volkes schicksalhaft zuteil wurde.

Wir rufen Deutschland. Heimkehr und Vermächtnis 1921—24. 15. Tausend. geh. 4.50, kart. 5.60, Leinen 6.80

Im letzten Bande wendet sich Dwinger dem unmittelbaren Zeitgeschehen zu. Wir erleben die Heimkehr der Gefangenen, die inmitten deutscher Auflösung und Selbstzerfleischung das Deutschland ihrer Sehnsucht suchen. Das Chaos der Nachkriegsjahre verdichtet sich hier zu innerer und äußerer Not, in die ein zusammengebrochenes Volk hineingerissen wurde. Noch einmal erleben wir den furchtbaren Gegensatz, der die Heimkehrer von der Wirklichkeit trennt, aber auch den unzerstörbaren Lebenswillen, mit dem sie sich den Weg zur Neugestaltung der Nation erkämpfen. Ein nach innen gekehrtes Heldentum, groß im Bewußtsein geschichtlicher Verantwortung wie in persönlicher Opferbereitschaft. Es ist Dwinger um den neuen Menschen zu tun, den das Vermächtnis der Kameraden zur Besinnung und Wandlung zwingt. Das gibt seinem Buche die Wirkung in die Gegenwart und in die Zukunft.

Eugen Diederichs Verlag in Jena

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

DRB
Diederichs'
Reihenbücher